



45/46

FEBRUAR/MÄRZ 1960

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ



Das große Spiel

Gespannt, schmunzelnd, einige lachend — so verfolgen sie das große Spiel, das vor ihren Augen, das für sie abrollt. Einer möchte mehr Bewegungsfreiheit. Er gebraucht seine Ellenbogen. Wir alle gebrauchen unsere Ellenbogen. Es ist zeitweise die einzige Möglichkeit. Ob wir glücklich dabei werden? Ob wir überhaupt glücklich werden, wenn wir so viel schauen, nach Äußerem und nach Äußerlichkeiten? Nichts gegen ein Spiel, nichts gegen „das“ Spiel. Aber bei dem Spiel, das sich Leben nennt, sind wir selbst die Akteure. Da gilt kein Zuschauen. Wir müssen etwas tun. Wir müssen handeln.

Foto: Karl Zimmermann

Helmut Thielicke 22 Freiheit und Freizeit

* 25 Zehn Rechte junger Menschen

Peter Möbius 26 Das Päuleken

Kurt Tucholsky 28 Das Menschliche

Johannes Medebach 30 Schmücke Dein Heim

* 36 Urlaub — Urlaub — gibt es

nun bald

W. N. 36 Wenn einer eine Reise tut

* 38 Mitarbeiterverabschiedung

* 40 Berlin im Mittelpunkt

* 40 Aus unserer Werkbücherei

* 42 Jupp on Döres

* 43 Dekoration für den Ostertisch

Fredi 46 Muß es noch so weit kommen?

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gekennzeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Ursula Landgraf (Hauptabteilung Sozialwesen) ·

Erscheinungsweise: in zwangloser Folge · Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal ·

Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb:

Postversand im Verlagsstückverfahren.

In den letzten hundert Jahren lautet die Hauptfrage der Menschen: Was können wir für den sozialen und den technischen Fortschritt tun? Wenn ich recht sehe, geht es heute aber gar nicht mehr in erster Linie um den Fortschritt, sondern um den Rückgriff auf die menschliche Substanz, mit deren Hilfe wir den Fortschritt auswerten können. Sonst verpufft er, ja, er wird zur Quate. Das ist gar nicht schwer einzusehen. Denn der technische und soziale Fortschritt hat uns eine erhebliche Arbeitszeitverkürzung, also Freizeit, geschenkt. Aber was wissen wir damit anzufangen? Achten wir doch nur einmal auf die Not mit dem Umgang der Freizeit, die in bestimmten Redewendungen unsere Sprache zum Ausdruck kommt. Da heißt es etwa, daß man sich „die Zeit vertreiben“ oder daß man „die Zeit tot schlagen“ muß.

Wen vertreibt man denn eigentlich und wen schlägt man tot? Offenbar doch nur jemanden, der einen tödlich bedroht und einem feindlich ist. Wir bringen mit diesen Phrasen zum Ausdruck, daß wir die Zeit als einen Feind betrachten. Und in der Tat, wenn man nicht mehr weiß, wozu man da ist und den Sinn seines Lebens verloren hat, dann wird die Zeit zu einem Feind. Sie erinnert uns dann daran, daß es einmal mit uns zu Ende gehen wird, sie macht uns auf unsere Endlichkeit aufmerksam, und sie enthüllt uns zugleich die furchtbare inneren Leere, der wir uns überantwortet sehen, wenn wir nichts zu tun haben. Natürlich können wir uns immer noch in den „Betrieb“ hineinflüchten, und unser Lebenstempo ist im allgemeinen ziemlich schnell. Wohin bewegen wir uns aber? Ist es nicht die Bewegung auf einem Karussell, das immer an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt und uns mit großer Geschwindigkeit bewegt, ohne uns einem Ziel entgegenzuführen?

Wir sollten also über die Freizeit nicht nur unter dem Gesichtspunkt nachdenken, wie wir sie am besten ausfüllen, wie wir uns beschäftigen und so etwas wie Freizeitgestaltung treiben sollen, sondern wir sollten uns durch dieses Problem auf die tiefsten Fragen unseres Lebens, vor allem auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, stellen lassen.

Als einer, der immer zusammen mit der Jugend gelebt hat und also nicht einfach aus der Etappe des „alten Mannes“ spricht, möchte ich diesen letzten Hintergrund des Freizeitproblems etwas genauer herausstellen.

Obwohl alle Welt nach einer Verkürzung der Arbeitszeiten ruft — die Arbeiter sowohl wie die Angestellten und „Manager“ —, zeigt sich auf der anderen Seite die paradoxe Tatsache, daß wir Angst vor der entstehenden Freizeit haben. Der Sonntag insbesondere ist für viele ein Gespenst, das bekommen macht. Sartre hat bekanntlich von der Angst der Menschen vor der Freiheit gesprochen und damit zum Ausdruck bringen wollen: Der Mensch weiß mit seiner Freiheit wenig anzufangen. Vielleicht möchte er sie im Grunde gar nicht, sondern fühlt sich in einem Apparat, der ihn führt und betreut, viel mehr geborgen.

Man könnte aber in Parallele zu dem, was Sartre gesagt hat, auch von einer

FREIHEIT UND FREIZEIT

In diesem Artikel setzt sich Prof. D. Dr. Helmut Thielicke (Hamburg) mit den Erscheinungsformen der Freizeit (und der Freiheit) in der modernen Industriegesellschaft auseinander. Der bekannte Universitätsprofessor und Publizist ist der Ansicht, daß wir nichts auf uns zukommen lassen dürfen, sondern unsere Freizeit (und damit unsere Freiheit) in eigener Regie in die Hände nehmen müssen. Diese Freiheit sieht allerdings für jeden anders aus. Der Verfasser meint, daß zunächst der Jugend wieder eine Familie gegeben werden muß. Er redet nicht vom grünen Tisch aus, sondern macht Eltern und Kindern neuartige und wie uns scheint, brauchbare Vorschläge. Ausführlicher ist darüber in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ nachzulesen. Prof. Dr. Thielicke, der im vergangenen Dezember seinen 50. Geburtstag feierte, steht mitten im Leben. Er ist als streitbarer Polemiker bekannt, der mit Menschen aller Lebens- und Arbeitskreise und aller Völker und Rassen Kontakt hält.

Angst des Menschen vor der Freizeit sprechen. Beide Ängste haben letzten Endes die gleiche Wurzel. Wir sind alle mehr oder weniger daran gewöhnt, unser Leben von außen her steuern zu lassen: vom Radio, vom Fernsehen, von allen möglichen Organisationen und Freizeitgestaltern und Reiseunternehmungen. Wir möchten immer nur eine Rolle spielen, die uns ein Regisseur zuweist. Wir möchten in Arbeit und Freizeit immer nur funktionieren — selbstverständlich gut funktionieren.

Pascal hat einmal gesagt (und das ist immerhin schon etwa dreihundert Jahre her): Das ist der Jammer unseres Jahrhunderts, daß kaum noch ein Mensch allein in seinem Zimmer bleiben kann. — Der Student spricht dann davon, daß er Bundenangst bekäme. Darum braucht man die Geräuschkulisse des Kofferradios. Sogar die Liebespärchen am Waldrand wissen sich nichts mehr zu erzählen. Darum führen sie ein Kofferradio mit sich, aus dem sie sich durch Jazz-Rhythmen aufpulvern und die fehlende Unterhaltung ersetzen lassen. Sie können nicht einmal mehr in der Liebe mit eigenem Dampf fahren, sondern müssen sich auch erotisch abschleppen lassen. Daraus ergeben sich zwei verhängnisvolle Konsequenzen.

Einmal: Es ist möglich, sich ganz von außen her steuern zu lassen. Eine Pflanze wächst von innen her, aus der Mitte ihres Organismus. Sie stückt sich die Kraft des Sonnenlichtes und der Erde ein und verwandelt sie in ihr Eigenes. Der Mensch aber kann ganz

leer und aller Eigenheit entblößt werden, um sich ständig von außen her mit Fremdstoffen zu füllen: mit den Eindrücken der illustrierten Zeitungen, mit Lichtreklamen, mit Geräuschen, Klängen und Rhythmen. Ja, es wird zum Teufelszirkel, daß er immer leerer werden muß, um Füll- und Stapelräume für diese anbrandenden Eindrücke zu schaffen.

Ferner: Diese Hilflosigkeit des völlig steril und passiv gewordenen Menschen wird nun sofort von einer bestimmten Sorte von Managern ausgenutzt und zur Geldquelle gemacht. Es werden nämlich industriell gefertigte Erholungsartikel auf den Markt geworfen: Da gibt es Musik am laufenden Band im Radio, „klingende Perlen“, „tönende Paletten“, „musikalisches Tutti frutti“ — und wie diese in rollendem Einsatz auf mich zukommende Akustik sonst noch benannt wird. Ich brauche das ja nicht weiter zu schildern. Es genügt, daß man sich jederzeit von einem Erholungs- und Zerstreuungsservice bedienen lassen kann. Der Bedarf an musikalischem Konsum und an organisierter Unterhaltung sprengt alle Grenzen, und die Profis aller Schattierungen, vom Heldenchor bis zum Conférencier, rasen in Schlafwagen und Flugzeug von Ort zu Ort, um hier ein Vakuum notdürftig zu füllen, dort eine Langeweile zu verschleichen und durch beides die Erholung immer mehr von einer „Sammlung“ zur „Zerstreuung“ werden zu lassen. Diese Amüsierfabrikation sorgt dafür, daß sich kaum noch ein Mensch richtig freuen kann. Denn jede wirkliche befreiende Freude wächst

ja aus dem Überschwang des Herzens und nicht aus einem von außen her beitzelten Zwerchfell, das sofort wie ein leerer Fahrradschlauch in sich selbst zusammensinkt, wenn es nicht ständig wieder von außen her aufgepumpt und von den Unterhaltungsmaschinen geknetet und beklascht wird. Darum möchte ich vor allem die Jugend zu einem Aufstand wider diesen Rummel aufrufen. Diese Revolutionsparole läßt sich auf die ganz schlichte Formel bringen: Laßt euch nichts vorführen, sondern tut selber etwas — ganz gleich, ob ihr nun tanzt oder ob ihr singt, musiziert oder Theater spielt. Ob das alles bühnen- und vorführungsreif wird, ist völlig belanglos. Viel wichtiger ist die gemeinsame Aufgabe und die Arbeit an diesen Dingen, die euch zusammenführen und die euch aus der verfluchten Rolle befreien, immer nur passive Objekte und leere Füllräume für die professionellen Amüsierfunktionäre zu werden. Eine so gemeinsam ergriffene Aufgabe bringt eure eigenen Kräfte zur Entfaltung und zeigt euch, wer ihr seid; sie macht euch klar, wie reich und faszinierend schön das Leben sein kann.

Damit soll nicht so etwas wie eine Bilderstürmerei, wie eine Opposition gegen Radio und Fernsehen proklamiert sein. Aber jeder Jugendführer und jeder, der überhaupt mit jungen Leuten verantwortlich zu tun hat, sollte seine wesentlichen Aufgaben darin sehen, zu einer rechten Auswahl gegenüber den vielen Anrufen zu erziehen, die jeden Menschen heute

von Lautsprechern, Bildschirmen und Automaten her erreichen. Die kommende Elite wird eine Elite von Asketen sein, nicht im Sinne der Lebensverneinung, sondern einer höheren Lebensbejahung. „Die Askese“, so sagt Arnold Gehlen einmal, „muß heute zu heroischen Zielen aufrufen (sie darf also nicht negativ sein!). Und diese Ziele bestehen heute im Verzicht auf das so nahe liegend Eingängige, des Schwachstrom-Lebensersatzes“.

Selbstverständlich wäre es Unsinn, einem jungen Menschen zu sagen: Laß doch nicht immer das Radio laufen! Renne nicht immer ins Kino und starre nicht fortgesetzt auf den Bildschirm! Dieser Aufruf zu Verzicht und Entsagung hilft gar nichts, wenn man nicht etwas gewinnt, das einem mehr ist als alles das, wenn man nicht gute Gesellen hat, mit denen man sich an eigenen Aufgaben erprobt. Ich sage also noch einmal: Laßt euch nichts vorführen, sondern tut selber etwas.

Der zweite Feind, gegen den wir uns wenden möchten, ist etwas schwierig zu umschreiben, weil ich niemandem zu nahe treten möchte. Ich will ihn einmal mit vornehmer Zurückhaltung als die „motorische Unruhe“ bezeichnen. Ich habe absichtlich so einen Kunstausdruck gewählt, um gegenüber keinem der so heiß geliebten Untersätze, vom Auto bis zum Moped, verletzend zu wirken. Wer selbst so gern und soviel Motorrad gefahren ist wie ich und sogar seine Hochzeitsreise auf einem solchen Vehikel gemacht hat, wird sich vor einer so groben Beschmutzung des geliebten Sattels bestimmt hüten. Ich kann auch durchaus verstehen, daß man zwischen fünfzehn und zwanzig gern einmal rast, die Vervielfachung der eigenen Kraft genießt, die kümmerlichen Pedalbenutzer auf dem Trottoir gründlich verachtet und auch am liebsten den Schalldämpfer herausrauben möchte, so daß alle leisetretenden Spießbürger vor dem motorisierten Fürsten der Unterwelt davonstieben. Gegen alles das will ich nicht wettern, weil dafür andere da sind. Ich konzentriere meinen Angriff vielmehr auf einen einzigen Punkt: Darauf nämlich, daß die motorische Unruhe uns dazu bringt, vor uns selber hinwegzulaufen und das Fahren als Selbstzweck zu kultivieren. Ich habe in Amerika vor einiger Zeit erlebt, wohin es führt, wenn mit wachsendem Lebensstandard unsere natürlichen Fortbewegungsmittel verkümmern, sozusagen zu Warzen oder auch zu Beinen a. D. werden und dafür ein anderer Körperteil massiv anwächst. Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich ausdrücklich sagen, daß ich mit diesem Körperteil weder den Kopf noch das Herz meine.

Die positive Seite meines Angriffs gegen die motorische Unruhe läßt sich so formulieren: Auto und Moped sind nicht zum Fahren an sich, sondern zum Ankommen an einem Ziel da. Und von diesem Ziel aus muß man dann wandern. In diesem Programm treffen wir uns tatsächlich mit der alten Jugendbewegung. Der junge Mensch will doch immer etwas erleben und ist stets voller Angst, es könne ihm etwas

entgehen und er würde etwas versäumen. Es sollte doch nicht so schwer sein, ihm vorzuleben und zu zeigen, daß sich der Höchstgehalt dieses Erlebens weder, hamburgisch gesprochen, auf der Reeperbahn verwirklicht, noch da, wo schräge Bäume und ein verbeulter Himmel an einem vorüberlassen, sondern dort, wo alle seine Sinne aufgeschlossen und beansprucht werden: bei Nachtwanderungen, beim Pfadfinden, im Erleben der Landschaft, im Bergsteigen, in der Schummerstunde am Zelt und in allem, was junge Menschen auf ihren Fahrten gestalten und was sie an Bäumen, Menschen und Tieren erleben. Das alles wird sehr viel weniger romantisch sein als in der alten Jugendbewegung. Denn so harmlos wie einst sind wir nicht mehr. Aber was Lynkeus, der Türmer, nach dem Worte Goethes gesehen hat, dahin wird es junge Herzen immer treiben. Sie müssen in die Welt, um sich selber zu finden, und müssen in die Ferne schweifen, um ihrer selbst gewiß zu werden. Denn der Satz, daß die Gerade die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten sei, gilt wirklich nur in der Mathematik:

„Ich blick in die Ferne,
ich seh in der Näh'
den Mond und die Sterne,
den Wald und das Reh.
So seh ich in allem
die ewige Zier,
und wie mir's gefallen,
gefall ich auch mir.“

Aber die ewige Zier sieht man nicht im Massenkonsum an Landschaft, zu der uns die motorische Unruhe verführt. Genauso wenig wie der ein Gemälde erlebt, der durch die Galerie stürmt, um alles mitzunehmen, und dessen Augen zu einem schnappschießenden Maschinengewehr geworden sind. Und wie arm sind doch die Leute, die sich in den großen Renommierlandschaften am Königssee und am Obersalzberg für einen Augenblick vom Auto ausspeien lassen, um sich in Rudeln durch Schlösser und Rosengärten führen und dann wie von einem Staubsauger — natürlich nach Verschickung einiger Ansichtskarten — in ihr wartendes Gefährt einsaugen zu lassen. Und hundert Meter von diesen Fettweiden der Verkehrsindustrie, wo die Landschaft wartet und die Käfer surren, ist kein Mensch! Das arme Rudel Leute aber, das sich von routinierten Managern die Schönheitskonkurrenz der Bergspitzen und Schlösser und Seen vorführen läßt, kommt erschlagen nach Hause, kann nichts erzählen und hat auch gar nichts erlebt. Wer edlen Wein wie eine Allerweltslimonade herunterstürzt, hat keinen Genuß und ist der Betrogene. Darum wollen wir wandern und den Motor als ein Mittel benutzen, das uns Zubringerdienste leistet — mehr nicht. Wir müssen die motorische Unruhe bekämpfen, nicht weil der Motor böse wäre (er ist sicher herrlich!), sondern weil sein Aufstand uns um alles Erleben betrügt.

Ich könnte das, worum es mir geht, auf eine einzige Formel bringen: Der erste Akt des Sozialdramas war der Kampf für die Chancen der Menschlichkeit. Um sie wahrzunehmen, haben unsere Väter — und nicht zuletzt die Gewerke-



schaften — erst bestimmte gesellschaftliche Vorbedingungen schaffen müssen, durch die die wirtschaftlich Schwächeren vor Ausbeutung geschützt wurden. Der zweite Akt im Sozialdrama ist aber nun die Ausnutzung dieser Chancen. Zu ihnen gehört die Art und Weise, wie wir die durch den Sozialkampf errungene Arbeitszeitverkürzung, also unsere Freizeit, verwenden. Werden diese Chancen nicht verwertet, dann ist auch der erste Akt jenes Kampfes vergeblich gewesen, und wir versinken in der Langeweile eines perfektionierten Wohlfahrtsstaates.

Was sollen wir also tun? Das Schlimmste von allem wäre, wenn nun die Firmen oder auch die Gewerkschaften oder die Volkshochschulen oder der Staat kämen, um so etwas wie eine allgemeine Freizeitgestaltung zu organisieren und einen Kraft-durch-Freude-Rummel auf die Beine zu stellen. Nichts leichter als das! Man wird dankbare Abnehmer haben, und im Organisieren sind wir immer Meister gewesen. Aber es würde nur schlimmer dadurch. Denn man würde dann die Menschen immer abhängiger von der Außensteuerung und immer süchtiger gegenüber den Drogen der Selbstvergessenheit machen. Oder um es politisch auszudrücken: Man würde die Menschen immer mehr entpersönlichen und sie zu einer Herde von hilflos Getriebenen machen, und man würde sie dadurch in ein knet- und formbares Menschenmaterial verwandeln. Man kann also keine Freizeit organisieren. Wohl aber kann man etwas anderes organisieren: Man kann planvoll darauf hinarbeiten (und das meint doch der Begriff des Organisierens), den Menschen zu befähigen, seine Freizeit sinnvoll auszufüllen.

Die strategische Überlegung, die zu diesem Zweck anzustellen wäre, sieht so aus: Wir müssen zuerst die Räume festlegen, in denen die Freizeit verbracht wird. Diese Räume sind erstens (und zwar mit hochgradiger Vordringlichkeit) die Familie; und zweitens, vor allem bei Jugendlichen, die Organisationen, denen sie sich anschließen, also z. B. ihre Gewerkschaft oder auch die Vereine, etwa Sportvereine.

Was nun die Familie angeht, so käme meines Erachtens alles darauf an — das wäre die Forderung Nummer 1 —, die jungen Eltern zusammenzufassen und sie buchstäblich (ich scheue das Wort nicht, obwohl es unpopulär ist) zu unterrichten, wie sie ihr Familienleben gestalten sollen. In meiner Familie wird den Kindern fast täglich eine Stunde vorgelesen. Ein Erwachsener muß dafür zur Verfügung stehen. Und das geht auch, obwohl es in meinem Hause ziemlich hoch hergeht. Können nun nicht die Firmen oder die Gewerkschaften oder sowieso schon bestehenden Klubs die jungen Eltern anleiten, was da vorzulesen ist? Könnte man nicht gedruckte Vorschläge machen, Bücher nennen, die in den Volksbibliotheken zu haben wären? Es gibt sogar richtige Vorlesebücher, in denen die Minutenzahl angegeben ist, die jede Geschichte dauert. Der schönste Kinderfunk (und er ist wirklich oft schön!) ist nichts gegen eine vorgelesene oder gar erzählte Geschichte. Warum sollten wir nicht statt der mechanisierten Kautschuk-Oma, die auf

Zehn Rechte junger Menschen

Diese „Zehn Rechte“ wurden spontan von niederländischen Schülern niedergeschrieben. Sie hatten sich wohl gerade über ihre Eltern geärgert. Spontan bedeutet frisch und unverfälscht — aber auch überspitzt und pflicht-vergessen. Wortwörtlich: die jungen Leute hatten die Pflichten — die sie selbstverständlich haben und die sie auch anerkennen — vergessen. Doch, gibt es nicht „Zehn Gebote“? Da wiederum ist von keinen Rechten die Rede. Also, betrachten wir diese zehn Rechte, die junge Leute hier aufstellen, als einen Beitrag zur Daseinsgestaltung der Jugend. Sie will Freiheit, Mitgefühl, Familienleben — aber auch Beratung, Erziehung, Ausbildung. Sind das nicht die Güter, die wir ihr geben sollten, vielleicht auch wollen, aber mitunter nicht können — weil wir nicht nur unzulänglich und unzugänglich, sondern auch verständnis- und lieblos sind? Denken wir darüber nach und handeln wir danach!

- 1 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf begrenzte Freiheit. Häufig müssen wir erfahren, daß unsere Eltern uns jegliche Freiheit verweigern, weil sie selbst in ihrer Jugendzeit keinerlei Freiheit kannten, oder — und dies trifft noch öfter zu — sie gewähren uns fast vollkommene Freiheit. Vollkommene Freiheit tut nicht gut. Wir wollen Freiheit in Gebundenheit.
- 2 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Beratung bei der Wahl seiner Freunde. Es ist wahr, daß wir nicht immer recht beurteilen können, wen wir uns zum Freunde machen sollen, und die Erfahrungen unserer Eltern könnten uns dabei helfen. Aber wir geben auch zu, daß in manchen Fällen das eigene Erlebnis die beste Lehre ist.
- 3 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf guten Rat bei der Wahl seiner Bücher. Die meisten von uns glauben, daß ein solcher Rat uns von der Schundliteratur retten könnte. Aber wir wollen meist nicht, daß dieser Rat von unseren Eltern kommt, da sie zu wenig Bücher kennen und über die heutige Literatur schlecht oder gar nicht unterrichtet sind.
- 4 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf sexuelle Erziehung. Es kommt oft vor, daß uns unsere Eltern in diesen Dingen eine Freiheit lassen, die wir gar nicht wollen. Das Verhältnis zu unseren Eltern sollte so sein, daß sie uns ganz ungezwungen den Rat geben können, den wir brauchen.
- 5 Jeder junge Mensch hat ein Recht darauf, daß für ihn gesorgt wird, bis er erwachsen ist. Zweifellos sehen unsere Eltern das ein, aber wir fürchten manchmal, daß unsere Freiheit so weit gehen wird, daß wir allzufrüh unseren eigenen Unterhalt verdienen müssen.
- 6 Jeder junge Mensch hat ein Recht darauf, seine Kleidung selbst zu wählen. Wir würden oft lieber hellere und buntere Farben tragen, als die Wahl unserer Eltern zuläßt. Eltern sollten die Wahl ihrer Kinder akzeptieren, ganz gleich wie sehr man sie lieber in anderen Kleidern sähe.
- 7 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf das Interesse seiner Eltern an den Problemen, die ihn beschäftigen. Wir wissen, daß wir es unseren Eltern oft nicht leicht machen, wenn sie versuchen, mit uns gemeinsam eine Lösung zu finden. Aber wir haben ebenso oft das Gefühl, daß die ältere Generation nicht wirklich an unseren Fragen interessiert ist.
- 8 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Familienleben. Wir sind zu oft gezwungen, unsere Zeit anderswo zu verbringen, weil es zu Hause einfach nicht geht oder weil es als eine Last angesehen wird, wenn wir unsere Freunde mit in den Kreis der Familie hineinbringen. Außerdem sind unsere Eltern so oft von zu Hause fort, daß man kaum noch von Familienleben sprechen kann.
- 9 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf begrenzte Mitsprache in Angelegenheiten, die die ganze Familie angehen. Wir geben gern zu, daß es einige Dinge gibt, über die wir uns noch keine eigene fundierte Meinung bilden können. Bei vielen Problemen der Familie aber wird überhaupt nicht nach unserer Meinung gefragt.
- 10 Jeder junge Mensch hat ein Recht auf eine Erziehung, die seinen Neigungen und seiner natürlichen Begabung entspricht. Es gibt zu viele Fälle, in denen jungen Menschen eine weitere Ausbildung abgeschlagen wird oder in denen sie eine Ausbildung erhalten, die keineswegs ihrer Begabung und Leistungsfähigkeit entspricht. Wir freuen uns, daß es heute für die jungen Menschen, deren Eltern eine weitere Ausbildung nicht mehr bezahlen können, auch bei uns die Möglichkeit einer vom Staat bezahlten Ausbildung gibt. Jedoch sind uns andere Staaten auf diesem Gebiet weit voraus.

dem Weg über eine Schallplatte erzählt, wirkliche Großmütter ausbilden können, die lesen und erzählen? Man muß es nur einmal einsehen und dann auch wollen. Dann geht es auch.

Wenn man etwas gelesen hat, dann kann man auch darüber sprechen. Und außer dem unmittelbaren Eindruck, den die viel vollkommenere Rundfunkdarbietung niemals ersetzen kann, entsteht so ein menschliches Klima des Vertrauens und der Zusammengehörigkeit.

Ebenso müßten die Eltern angeleitet werden, mit den Kindern zu spielen oder einen Ausflug zu machen oder Pilze zu suchen oder Briefmarken zu sammeln. Ich glaube, man würde sich wundern, in welchem Maße die Eltern auf solche Unterrichtszusammenkünfte anbeißen und wie sie selber dabei wieder zu Kindern mit erhitzten Gesichtern würden. Man muß nur einmal damit anfangen und Modelle hinstellen. Im Grunde ist jeder Mensch dankbar, wenn er angeleitet wird, etwas Sinnvolles zu tun, und abends mit dem Gefühl ins Bett sinkt: das war ein geordneter und inhaltsreicher Tag. Wer Tag für Tag nur den Bildersalat der illustrierten Zeitungen in sich hineinschlingt, kriegt nur Blutleere im Gehirn und einen moralischen Kater.

Was den zweiten Raum, die Organisationen anbelangt, so ist es vielleicht bei den Sportvereinen am leichtesten. Wenn sie ordentliche und menschliche Trainer haben, dann bieten sie ein sinnvolles Tun. Aber man kann auch Theater spielen. Daß man dabei ein Lokalstar und also eine etwas verbilligte Ausgabe der Zelluloidstars zu werden vermag, ist noch das mindeste Vergnügen, obwohl es auch nett sein kann. Viel wichtiger ist die Begeisterung, etwas aus eigener Kraft zu gestalten, ist die Erfrischung, die davon ausstrahlt, und das Glück einer Kameradschaft mit den Mitspielern. Und welches Vergnügen macht es, miteinander zu diskutieren, dabei eine eigene Meinung zu bekommen und reden zu lernen. Sollte es wirklich niemanden geben, der einer Gruppe von jungen Leuten Themen stellt — von politischen Fragen bis zu Halbstarkenproblemen, von der modernen Kunst bis Adenauer und Ollenhauer? Es gibt so viele höchst ehrenwerte Rednerschulen, die Enthemmungskurse abhalten, einem das Reden und Diskutieren beibringen und im übrigen Rezepte für erfolgreiche Persönlichkeitsbildung zur Verfügung stellen wollen. Kann man das alles, statt auch hier wieder bloßes Objekt zu sein, nicht selber in lebendigen Kreisen besorgen? Ich könnte noch lange mit solchen Vorschlägen fortfahren; aber viel wichtiger als die Vorschläge ist der Grundgedanke, der sie beherrschen muß (darum habe ich das alles nur als Beispiele gemeint): daß wir nämlich Gemeinschaften bilden, in denen wir die Menschen darin unterrichten, selbst etwas zu tun und sie dagegen zu immunisieren, daß sie den professionellen Amüsierfunktionären verfallen. Man halte mir nicht entgegen: Das werden immer nur kleine Kreise sein. Wer Angst vor der kleinen Zahl hat, kommt nie zu etwas. Man soll sogar

hier einmal nicht im Großen planen. Das soziologische Gesetz, das hier wirksam werden muß, sieht vielmehr so aus: Irgendwo fängt eine Gruppe von Menschen damit an und bildet einen Modellfall. Der wirkt dann ansteckend, und außerdem pflanzt er sich ganz allein, sei es durch Zellteilung, sei es durch Knollenbildung, fort. Alles, was groß und mitreißend in der Welt geworden ist, hat so begonnen.

Damit bin ich sozusagen am Ende. Aber ich kann nicht schließen, ohne ein Wort, das Carlo Schmid einmal gesprochen hat, in diesem Zusammenhang zu nennen und es ins Positive zu wenden: „Nur wer etwas mit sich selber anfangen kann, kann auch etwas mit seiner Freizeit anfangen.“ Wer aber kann etwas mit sich selber anfangen? Derjenige, der sein tägliches Arbeits- und Vergnügungspensum im Routinebetrieb absolviert und dann plötzlich abschaltet, weil er eingeschlafen ist, der bestimmt nicht! Ich kann nur dann etwas mit mir anfangen und kriege nur dann Schwung und Zielklarheit in mein Leben, wenn ich weiß, wofür ich da bin, wenn ich weiß, was der Sinn meines Lebens ist.

Aber was ist denn der Sinn unseres Lebens? Ist es nicht merkwürdig, wie selten diese Frage gestellt wird? Wenn man vor einem Kino steht, fragt man: Was wird gespielt? Aber wer von uns fragt: Was wird in meinem Leben gespielt? Wer ist der Regisseur? Wer oder was spielt die Hauptrolle? Sollte etwa der Zufall dieser Regisseur sein?

Wie komme ich aber dann dazu, den Menschen als Selbstzweck zu ehren und so etwas wie Menschlichkeit überhaupt zu erkennen? Darauf kann jeder nur mit dem Letzten antworten, das er an seinem Leben erfahren hat. Alle unsere Funktions- und Tüchtigkeitswerte vergehen: „Prahlt du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, ach, die Rosen welken all!“ Die Attraktion einer jungen Schönheit hält nicht ewig an, und manchmal überkommt es mich wie Trauer, wenn ich an die faden Jahrzehnte denke, die jugendliche Schönheitsköniginnen vor sich haben mögen. Krankheit, Leid und Schuld haben noch niemanden verschont; und es kommt der Augenblick, wo unser Lebenswert in vieler Augen abnimmt.

Dann kommt alles darauf an, daß uns irgend etwas in unserem Leben treu bleibt und nicht irre an uns wird, etwas, das als Inhalt unsere Jugend begeistert und als Halt unser Alter tröstet, das also immer da ist.

Einstein hat einmal gesagt: Wir leben in einer Zeit der vollkommenen Mittel und der verworrenen Ziele. Darum kommt alles darauf an, daß wir uns nicht nur Arbeitsziele, sondern auch ein letztes Lebensziel stellen und dieses Ziel im Auge behalten. Wer nur lebt und sich nicht die Frage stellt, was der Sinn dieses Lebens ist, der ist wie ein Mann, der Geschichten ohne Pointen erzählt. Was wird gespielt? Das ist die Frage, ohne die ich nicht aufhören dürfte. Ich habe meine eigene Antwort darauf angedeutet. Wir wollen die Frage, die Fragen in uns nicht verstummen lassen.

Eines Tages stand er im Stahlwerk. Stand da mit seinem Jungengesicht so etwas über anderthalb Meter Höhe. Sah sehr kritisch und gewichtig seine Arbeit, das ihm der Meister gegeben hatte. Anscheinend wollte er ihn auf sein Können prüfen. Na, dachte der Kleine, hab' schon tollere Sachen unter den Händen gehabt.

„Na, Jüngelchen, was willst du denn bei uns lernen?“

Der Kleine sah an sich herunter. Da dauerte ja nicht lange, bei den anderen halb Metern. Dann kam ihm die Sprache. „Wenn du mir was vormachen kannst? Hab schon mehr als eine Bude gesehen und schon andere Jungens als du bist“, sagte er wütend. Er sagte es mit einer seltsam tiefen Stimme aus seinem Kindergesicht heraus, die gar nicht zu dem Gesicht und überhaupt nicht dem kleinen Kerlchen mit den Mädchenhänden paßte. Er hatte die Hände in die Fäusten geballt und es sah so aus, als wollte er auf Pitter losgehen. Der Spott schlug schon sein Leben lang nach ihm. In der Schule, in der Freizeit und auf der Tippelei. Und nun trat er kaum in diese Bude, da fing er wieder an.

Pitter Lückrath lachte auf ihn hinunter. „Steck' die Hände man in die Taschen. Könntest sie an mein 'Nas' kaputt schlagen.“ Und dachte bei sich, daß der kleine Frechdachs ihm schon gefiel. Der aber wandte sich zornig ab, rief sich ein Modell zurecht, das ihm der Hilfsarbeiter hingestellt, holte sich einen passenden Formkasten heraus, stemmte ihn mit beiden Fäusten hoch und brach ihn an seinen Platz. Da staunten Pitter und Kollegen doch 'ne Elle. Aber Pitter mußte spotten: „Laß' ihn man bloß nicht fallen, Kleiner, würdest einen komischen Stehkragen kriegen, wenn der Köppchen da durchrutschte.“ Da riß der Pöbleken den Kasten nochmals hoch. „Wenn du jetzt deine Schnauze nicht hältst, dann verpasse ich dir den Kasten als Stehkragen!“ „Hoppla, hoppla“, lachte Pitter, „nicht so eilig, wir haben noch keinen Feierabend und sind noch nicht beim Anziehen“, drehte aber und hockte sich vor seinen Kasten. Und der andere setzte seinen Kasten

Er zitterte vor Wut. Gab sich aber schnell ans Werken. Das erstickte seinen Zorn. Es war auch ein schön Stück Arbeit, das ihm der Meister gegeben hatte. Anscheinend wollte er ihn auf sein Können prüfen. Na, dachte der Kleine, hab' schon tollere Sachen unter den Händen gehabt.

Am Nachmittag kam der Meister vorbei, sah ihm zu, guckte dann zu Pitter 'rüber und machte eine Bewegung, die besagte, der Junge kann was. Der Kleine lag vor seinem Kasten und ließ sich nicht stören. „Morgen muß das Stück zum Guß kommen“, sagte der Meister, „die Kerne sind morgen früh parat zum Einsetzen.“ „Kann morgen bestimmt mitgehen, Meister“, sagte Pöbleken. Der Meister nickte zufrieden und ging die Halle hinunter.

Gegen Feierabend rief Pitter den Kleinen an: „Na, wie ist es denn mit uns heute abend, so mit 'nem kleinen Einstand, Herr Kollege?“ Er wollte ihn nur flaxen. Aber der Kleine nahm das ernst. „Können wir machen“, sagte er. „Ich heiße Paul und das mit dem 'auf den Arm nehmen' wie heute morgen, das mußt du lassen.“ „Aber Pöbleken“, lachte Pitter. Da wurde Paul wieder beleidigt. „Fängst du schon wieder an?“ „Nun stell' dich man ein bißchen auf die Zehen, damit ich dich besser sehe. Meine Güte, wer wird denn immer

gleich so patzig sein? Mich veralbern sie wegen mein 'Nas', den Karl wegen sein 'Läng' und da wollen wir bei dir doch auch was zu lachen haben.“

Sie zogen zufrieden ab und steuerten die erste Kneipe wegen ein paar Körnerchen an. Es wurde eine etappenreiche Bierreise, der Pöbleken am Ende kurzerhand erlag. Pitter hatte ja auch schwere Schlagseite, aber er konnte sich das Pöbleken doch noch unter den Arm klemmen und schlängelte mit ihm heimwärts. Dabei murmelte er vor sich hin: „Bist doch 'ne liebe Jung', Pöbleken. Ich werd dich auch nicht mehr auf'm Arm nehmen. Aber heute muß ich's noch mal, sonst krieg' ich dich Deuwelskerl nicht ins Bett.“ Pöbleken hörte von dem nichts. Er war in tiefe Nacht versunken. Das Unterbewußtsein lenkte sein kleines Fahrgestell. Das sonst rosige Kindergesicht, in dem nun mal kein Bart wachsen wollte, war bleich wie ein Mainzer Käse. Und in die halbgeschlossenen Augen fielen wohl die Strahlen von Laternen und Autolichtern. Aber sein Wahrnehmungsvermögen empfand sie nicht. Er hing willenlos in Pitters Arm. Und am anderen Tage hatte er einen furchtbaren Jammern.

Pitter und Karl, der mit von der Partie war, hatten einen anständigen Kater. Doch der war mit ein bißchen Mut, Witz und guter Laune zu ertragen. Aber bei Pöbleken war es ein kompletter Jammern. Er mochte den Kopf nicht über die Form halten. Pitter kam mit starkem Kaffee. Pöbleken schüttelte sich. Nicht sehen, geschweige trinken. In ihm rumorte es fürchterlich und er mußte viel raus, manchmal in Trapp.

Der Meister kam ein paarmal vorbei und knurrte, wenn der Neue nicht da war. „Wir haben gestern einen kleinen Einstand gefeiert“, sagte Pitter. „Er ist dabei ein bißchen umgekippt. Aber ich bin schuld. Heute nachmittag ist er wieder auf'm Damm.“ „Wer's Saufen nicht vertragen kann, soll's bleiben lassen“, knurrte der Meister. „Ich hab' nachher den Ärger davon. Der kriegt doch das Stück nicht mehr 'raus“. Wütend kurvte er ab. Pitter kraulte sich am Ohr und sah sich die halbfertige

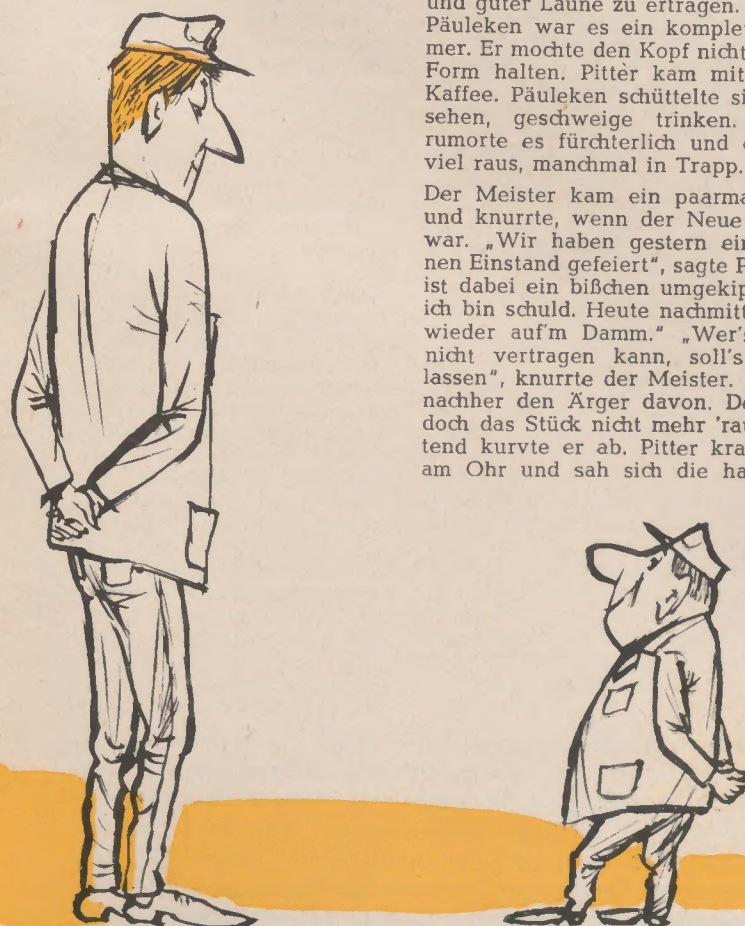
Form an. Die Kerne lagen herum. Und als der Meister außer Sicht war, gab er sich daran, die Kerne einzusetzen. „Paß auf, wenn das Pöbleken kommt, daß ich mich verziehe“, sagte er zu dem Lehrling. Nach fünf Minuten machte der Lehrling leise „pst“ und Pitter legte die Sachen schnell hin. Paul setzte sich wortlos vor seinen Kasten, nahm einen Kern und ein paar Kernstützen zur Hand und als er sich wieder über die Form beugte, um die Kerne einzusetzen, überkam es ihn erneut. Er kämpfte mit Gewalt dagegen an. Es half nichts. Er mußte raus. Pitter machte weiter.

Als Pöbleken wieder in die Halle kam, ging er gar nicht an seinen Kasten, sondern zu Pitter. „Du, ich halt's nicht mehr aus. Ich geh' zum Alten und melde mich krank.“ „Du bist wohl des Deuwels, Kerl“, fluchte Pitter, „marsch an deinen Kasten. Kannst 'nen Zentner stemmen und fällst bei ein paar lumpigen Hellen um. Das Stück muß fertig werden. Der Alte war schon ein paarmal hier.“

Pöbleken wankte an seinen Platz. Ihm war übel, mordsübel. Außerdem war ihm alles egal. Das Stück würde er doch nicht mehr fertigkriegen. Er kniete sich wieder hin. Merkwürdig, dachte er, die Kerne sind weg und das da, das ist doch fertig. Er stand auf, sah sich um. Er war wohl an einen verkehrten Kasten geraten. Er sah den Platz an, sah sich um. Aber das war doch sein Platz! Er verstand gar nichts.

„Na, Pöbleken, was suchst du denn“, rief Pitter herüber. „Ich find' meinen Kasten nicht mehr.“ „Stell' dich man auf die Zehen, dann wirst du ihn schon sehen“, grünte Pitter. Pöbleken wehrte matt und müde den Spott ab. Pitter kam 'ran. „Nun reiß' dich man ein bißchen zusammen. Ich hab' dir den Kasten fertig gemacht. Nun noch ein wenig mit'm Staubbeutel drüber, dann setzte den Kasten auf. Ich wollte nicht, daß du dich vor dem Alten blamierst.“

Pöbleken lief ein warmes, freudiges Gefühl durch den alkoholmatten Körper. Sein bleiches Jungengesicht kriegte Farbe. „Mensch, Pitter, du bist doch 'n echter Kerl. Du darfst mich ruhig auf den Arm nehmen.“ Peter Möbius



Das Pöbleken



Das Menschliche

von Kurt Tucholsky

Kurt Tucholsky schrieb zahlreiche Satiren. Satiriker kennt man heute kaum. Der scharfe intellektuelle Witz liegt uns Deutschen nicht. Kurt Tucholsky, am 9. Januar 1890 in Berlin geboren, war nicht nur ein feinsinniger humoristischer Erzähler, er war sogar ein zarter Lyriker. In erster Linie aber war er ein Zeitkritiker, der mit Carl von Ossietzky die „Schaubühne“ (später „Weltbühne“) herausgab. Da veröffentlichte er unter den Decknamen Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Peter Panter und Kaspar Hauser seine bissigen Anmerkungen zur Gegenwart. Die damalige Gegenwart lebt heute, nach mehr als dreißig Jahren, in vielfältiger Weise fort. Und wenn die Zukunft zehnmals begonnen hat.

„Oberes Bild. Von links nach rechts: Generalintendant T., künstlerischer Beirat L., Betriebsdirektor F., Komparseriechef M., Oberspielleiter P., Dramaturg M., Oberspielleiter S., Spielleiter D., Intendanzsekretär B.“
Was ist das?

Das ist das arbeitende Deutschland von heute. Anders können sie's nicht — anders macht's ihnen keinen Spaß. Diese Nummern des deutschen Alphabets mit den Metternich-Kanzleiteln vor ihren Namen halten in Wahrheit nur ein mittleres Stadttheater einer Provinzstadt in Ordnung, was immerhin nicht gar so welterschütternd ist. Aber weil es ja keine Angestellten mehr gibt, sondern ganz Deutschland einer Bodenkammer gleicht (vor lauter Lastern kommt man nicht vorwärts) — „leiten“ sie alle, und wenn es auch nur ein kleines Mädchen an der Schreibmaschine ist, die zusammen mit ihrem Kaffeetopfgern „Abteilung“ genannt wird; die leiten sie dann. Es gibt eine „Vereinigung leitender Angestellter“, offenbar eine Art Obersklaven, die gern bereit sind, unter der Bedingung, daß sie von oben her besser angesehen werden, kräftig nach unten zu treten. Die Bezeichnung „Chefpilot“ erspart einem Unternehmen etwa zweihundert Mark monatlich.

Im Gegensatz zu diesem Unfug, der jeden mittleren Angestellten zu einem Direktor aufbläst, steht, nach des Dienstes ewig falsch gestellter Uhr, eine süße Stunde. Abends, wenn sich die ersten Lautsprecher gurgelnd übergeben, flutet die Muße über das Land herein: der Betriebsdirektor glättet die Dienstfalten seiner Amtsstirn, der Oberspielleiter klopft dem Spielleiter huldvoll auf die Schultern und nun pladdert das „Menschliche“ aus ihnen heraus. Das „Menschliche“ ist das, was sich anderswo von selbst versteht. Bei uns wird es umtrommelt und zitiert, hervorgehoben und angemalt... Wenn der kleinste Statist unter den weißen Jupiterlampen fünfundzwanzig Jahre lang die gebrochenen Ehrenworte der Filmindustrie aufgesammelt hat, dann gratulieren die Kollegen „dem Künstler und dem Menschen“, was sie — Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps — sorgfältig zu trennen gelernt haben. Der Künstler ist eines, und der Mensch ist ein andres.

Aus dem „Menschlichen“ aber, das man nie mehr ohne Anführungsstriche schreiben sollte, ein eigenes Ressort gemacht zu haben, ist den Deutschen vorbehalten geblieben, die sich so ziemlich im Gegensatz zur gesamten anderen Welt einbilden, es gäbe etwas „rein Dienstliches“ oder, noch schlimmer: „rein Sachliches“. Wenn die Herren Philologen mir das freundlichst in eine andere Sprache übersetzen wollen — ich vermag nicht.

Jede Anwendung des törichten Modewortes „menschlich“ bedeutet das Eingeständnis an das „Dienstliche“, das in Deutschland das „Menschliche“ bewußt

ausschließt oder es allenfalls, wenn der Vorgesetzte gerade nicht hinsieht, aus Gnade und Barmherzigkeit hier und da ins Amtszimmer hineinschlüpfen läßt. Zu suchen hat es da viel, aber es hat da nichts zu suchen.

Es ist ein deutscher Aberglaube, anzunehmen, jemand könne durch künstliche und äußerliche Ressortenteilungen seine Verantwortung abwälzen, zu glauben, es genüge, eine Schweinerei als „dienstlich“ zu bezeichnen, um auf einem neuen Blatt à conto „Menschlichkeit“ eine neue Rechnung zu beginnen, zu glauben, es gäbe überhaupt etwas auf der Welt, in das sich das menschliche Gefühl, hundertmal verjagt, tausendmal wiederkommend, nicht einschleiche. „Es ist ein Irrtum“, hat neulich in Stettin ein Unabsetzbarer im Talar gepredigt, „zu glauben, die Geschworenengerichte hätten nach dem Gefühl zu urteilen, sie haben lediglich nach dem Gesetz zu urteilen.“ So sehen diese Urteile auch aus, seit die Unabsetzbaren die Laien beeinflussen — denn ein Urteil „lediglich nach dem Gesetz“ gibt es nicht und kann es nicht geben.

Aber das ist die deutsche Lebensauffassung, die die Verständigung mit andern Völkern so schwer macht. „Das Menschliche“ steht hierzuland im leichten Ludergeruch der Unordnung, der Aufsässigkeit, des unkontrollierbaren Durcheinanders; der Herr Obergärtner liebt die scharfen Kanten und möchte am liebsten bis Dienstscluß alle Wolken auf Vorderwolke aufliegen lassen, bestrahlt von einer quadratischen Sonne... Sie haben sich das genau eingeteilt: das „Dienstliche“ ist hart, unerbittlich, scharf, rücksichtslos, immer nur ein allgemeines Interesse berücksichtigend, das sich dahin auswirkt, die Einzelinteressen schwer zu beschädigen — das „Menschliche“ ist das leise, in Ausnahmefällen anzuwendende Korrektiv sowie jene Stimmung um den Skättisch, wenn alles vorbei ist. Das „Menschliche“ ist das, was keinen Schaden mehr anrichtet.

Sie spielen Dienst. Eine junge Frau besucht ihren Mann, der ist Kellner in einem kleinen Café. In Frankreich, in England, in romanischen Ländern, spielt sich das so ab, daß sie ihn in der Arbeit nicht stören wird, ihm aber natürlich herzlich und vor allen Leuten einen guten Tag sagt. Bei uns —? Bei uns spielen sie Dienst. „Denn er ist im Dienst und darf nicht aus der Rolle fallen, sonst gibt es Krach mit dem Chef, der hinter dem Kuchentisch steht.“ Er darf nicht aus der Rolle fallen... Sie spielen alle, alle eine Rolle.

Sie sind Betriebsdirektoren und Kanzleioberssekretäre und Komparseriechefs, und wenn sie es eine Weile gewesen sind, dann glauben sie es und sind es wirklich. Daß jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen, ihr Betragen, ihre Ausflüchte und ihre Sauberkeit bei der Arbeit, ihre Trägheit des Herzens und ihr Fleiß des Gehirns vom „Menschlichen“ herrühren, das sie, wie sollte es auch anders sein, nicht zu Hause gelassen haben, weil man ja seine moralischen Eingeweide nicht in der Garderobe abgeben kann —; davon ahnen sie nichts. Sie sind im „Dienst“; wenn ich im Dienst bin, bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst.

Sie teilen, Schizophrene eines unsichtbaren Parademarsches, ihr Ich auf. „Ich

als Oberpostschaffner...“ schreibt einer; denn wenn er seine Schachspielerqualitäten hervorheben will, dann schreibt er: „Ich als Mitglied des Schachklubs Emanuel Lasker.“ Der tiefe Denkfehler steckt darin, daß sie jedesmal mit der ganzen Person in einen künstlich konstruierten Teil kriechen: als ob der ganze Kerl Schachspieler wäre, durch und durch nichts als Schachspieler...! „In diesem Augenblick, wo ich zu Ihnen spreche, bin ich lediglich Vormundschaftsrichter“ — das soll er uns mal vormachen! Und er macht es uns vor; denn es ist sehr bequem.

Daher alle die Ausreden: „Sehen Sie, ich bin ja menschlich durchaus Ihrer Ansicht“ — daher die im tiefsten feige Verantwortungslosigkeit aller derer, die sich hinter ein Ressort verkriechen. Denn wer einem schlechten System dient, kann sich nicht in gewissen heiklen Situationen damit herausreden, daß er ja „eigentlich“ und „menschlich“ nicht mitspielt...

Dient er? Dann trägt er einen Teil der Verantwortung.

Und so ist ihr deutscher Tag:

Morgens steht der Familienvater auf, drückt als Gatte einen Kuß auf die Stirn der lieben Gattin, küßt die Kinder als Vater und hat als Fahrgast Krach auf der Straßenbahn mit einem andern Fahrgast und mit dem Schaffner. Als Steuerzahler sieht er mißbilligend, wie die Straßen aufgerissen werden; als Intendanzsekretär betritt er das Bureau, wobei er sich in einen Vorgesetzten und einen Untergebenen spaltet; als Gast nimmt er in der Mittagspause ein Bier und eine Wurst zu sich und betrachtet als Mann wohlgefällig die Beine einer Wurstesserin. Er kehrt ins Bureau zurück, diskutiert beim Kaffee, den er holen läßt, als Kollege und Flachwassersportler mit einem Kollegen einige Vereinsfragen, schält einen Dienstapfel, beschwert sich als Telefonabonnent bei der Aufsicht, hat als Onkel ein Telephongespräch mit seinem Neffen und kehrt abends heim — als Mensch? „Il est arrivé!“ sagt jemand von einer Berühmtheit. „Oui“, antwortete Capus, „mais dans quel état!“

Der deutsche Mensch, der auch einmal „Mensch sein“ will, eine Vorstellung, die mit aufgeküpftem Kragen und Hemdsärmeln innig verknüpft ist — der deutsche Mensch ist ein geplagter Mensch. Nur im Grab ist Ruh...; wobei aber zu befürchten steht, daß er als Kirchhofsbenutzer einen regen Spektakel mit einem nicht konzessionierten Spuk haben wird...

Statt guter Gefühle die Sentimentalität jaulender Dorfköter, statt des Herzens eine Registriermaschine: Herz; statt des roten Fadens „Menschlichkeit“, der sich in Wahrheit durch alle Taus dieses Lebensschiffes zieht, die Gründung einer eignen Abteilung: Menschlichkeit — nicht einmal Entseelte sind es. Verseelt haben sie sich, die Todsünde am Leben begangen, mit groben Fingern Nervenenden verheddert, verknötet, falsch angeschlossen... und noch der letzte Justizverbrecher im Talar ist nach der Untat, unter dem Tannenbaum und am Harmonium, in Filzpantoffeln, auf dem Sportplatz und im Padelboot, rein menschlich ein menschlicher Mensch.



....aber Ol muß es sein!" könnte man ergänzen. Kaufleute haben eine Nase dafür, was sie wann und wo an wen verkaufen können. Zu den Lohnzahlungstagen kann man vor unserem Werk den Wagen eines Bilderhändlers sehen, der unter unseren Betriebsangehörigen Käufer wirbt. Daraus muß geschlossen werden, daß die Freude am Bild zur Abrundung der Einrichtung des eigenen Heimes in einem gewissen Umfang vorhanden ist und sei es nur, weil man es beim Nachbarn schön gefunden hat. Bei dem geldlich oft nicht geringen Aufwand sollte man aber doch so nüchtern denken, daß man nicht das Rahmenholz bezahlt, sondern in erster Linie das, was es umschließt. Natürlich soll man kaufen, was einem persönlich gefällt und sich die Dinge von anderen nicht schlecht machen lassen. Aber es gibt nun mal gewisse Grundgesetze der Form, der Farbe und der Ästhetik, die speziell für das Schaffen der zurückliegenden Zeit unumstößliche Gültigkeit haben. Das Gefühl für diese Dinge muß erworben werden, wenn man für

sein Geld einen echten Gegenwert erhalten will. Dabei sollte man in der Weise vorgehen, daß man sich in die Betrachtung der Werke anerkannter Meister versenkt, ohne dabei sogleich seinen Verstand in Bewegung zu setzen. Die kritische Besprechung von Kunstwerken hat merkwürdigerweise mit der Behandlung wirtschaftlicher Vorgänge häufig etwas gemeinsam: sie spricht den nicht an, der nicht „vom Fach“ ist. Die Terminologie, die Art, sich über bestimmte Wesenseigentümlichkeiten des zu behandelnden Stoffes auszudrücken, deckt sich nicht mit unserer Umgangssprache. Wer also den Weg zum Kunstwerk finden will, sollte nicht damit beginnen, das zu lesen, was andere Leute über das Objekt seines Interesses zu sagen haben. Mit der Übung des sich Versenkens in den Bildinhalt wächst nach und nach die Fähigkeit, das zu verstehen, was Kunstkritiker über Bilder schreiben. Damit bildet sich die Fähigkeit heraus, zu einem eigenen Urteil zu kommen. Der Umgang mit der Kunst verlangt zu allererst das Wollen,

in ihre tieferen Zusammenhänge einzudringen, also tätig zu werden. Auch zu unserem zeitgenössischen künstlerischen Schaffen wird man eher einen Zugang finden, wenn man dem Weg nachgeht, den die Menschheit auf diesem Gebiet zurückgelegt hat.

Unter den bekannten, privaten Kunstsammlungen der Welt hat die Sammlung Thyssen-Bornemisza Rang und Namen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn sich immer wieder Angehörige unseres Werkes finden, die auf ihrer Urlaubsfahrt in den Süden in Lugano Station machen, um der Villa Favorita einen Besuch abzustatten. Außer Gemälden umfaßt die Sammlung Plastiken und Einrichtungsgegenstände. Ihr Entstehen geht auf Dr. Baron Heinrich Thyssen-Bornemisza zurück, der 1871 in Mülheim geboren wurde und 1947 in Lugano starb. Er ist der Vater des heutigen Besitzers unseres Werkes. Ursprünglich in Schloß Rohoncz in Ungarn untergebracht, befindet sich der wesentliche Teil der Kunstschatze seit dem Jahre 1937 im Museumsbau der Villa Favorita.

Wer selbst der Liebhaberei des Sammelns nachgeht, wird nach einiger Zeit die Beobachtung machen, daß die Beschränkung und Konzentration der Sammelobjekte den Wert einer Sammlung steigert, weil dadurch gewöhnlich ein guter und weitgehend geschlossener Überblick über ein bestimmtes Sammelgebiet zustande kommt. Bei der Sammlung Thyssen ist mit erstaunlichem Erfolg nach diesen Gesichtspunkten vorgegangen worden, wenn auch gewisse Grenzen dadurch gesetzt sind, daß sich bestimmte Objekte in festen Händen befinden und einfach nicht zu erwerben sind. Immerhin, „was hier ... vereint ist, führt in einer Geschlossenheit, die dem Besucher zum Erlebnis wird, durch ein halbes Jahrtausend künstlerischer und somit geistiger Entwicklung, die sich im Zeichen des Humanismus in Europa vollzog“ (Redslob).

Allen, denen der Weg in den Süden nicht möglich ist, kommt die derzeitige Ausstellung im Museum Folkwang der Stadt Essen entgegen. Hier sind noch bis zum 27. März 1960 wesentliche Teile der Sammlung zu sehen.

Es soll hier nicht der Ort sein, die dargebotenen Werke im einzelnen zu würdigen. Das ist von berufener Seite in einschlägigen Abhandlungen schon vielerorts geschehen. Die letzte Publikation ist die von Prof. Edwin Redslob, Meisterwerke der Malerei aus der Sammlung Thyssen-Bornemisza, Rembrandt-Verlag, Berlin (1958). Wie man

hört, soll diesem Band noch ein weiterer folgen.

Doch nun noch einmal zurück zu dem Bilderhändler vor unserem Werktor. Die Techniken der Reproduktion und des Mehrfarbendrucks sind heute zu einer kaum noch zu steigernden Vollkommenheit entwickelt. Man sollte deshalb bei der Anschaffung eines Bildes besser zum Druck greifen, als ein „echtes Ölgemälde“ zu kaufen, das vom künstlerischen Standpunkt keinerlei Wert besitzt.

Aus den Reiseberichten von Rußlandbesuchern wissen wir, wie sehr die russische Bevölkerung sich mit den Werken großer Meister befaßt und daß dort wahre Besucherströme durch die Museen ziehen. Ähnlich ist es auf dem Gebiet der Musik und der Dichtung. Was von diesem Verhältnis zur Kunst auf den russischen Menschen übergeht, wird verstandesmäßig kaum zu erfassen sein. Als sicher kann angenommen werden, daß es gute Kräfte sind, die hier von der Seele des russischen Menschen, einem unbewußten Triebe folgend, erfaßt werden. Was uns aber zu denken geben sollte, ist dieses, die Menschen dort setzen sich noch in Bewegung um einer Sache willen, von der sie schon vorher wissen, daß sie ihnen keine bloße Zerstreuung verheißt. Auch in diesem Sinne hätte man an der Gelegenheit, in Essen Bilder betrachten zu können, die uns normalerweise in der ursprünglichen Wirkung des Originals kaum zugänglich sind, nicht vorbeigehen sollen.

Wer allerdings Freude am eigenen Malen hat, und das muß hier auch gesagt werden, nimmt eine Sonderstellung ein. Sein Schaffen wird von diesen Ausführungen mit keinem Tüpfelchen berührt. Die Freude an dieser Liebhaberei ist allerpersönlichstes Anliegen mit einem nicht zu unterschätzenden Wert für die Individualität des Beflissenen, der dann auch die rechten Wege findet, um seine Anlagen und Fähigkeiten weiter zu entwickeln und zu vervollkommen.

Bald nach Eröffnung der Ausstellung in Essen war durch Anschlag bekanntgemacht worden, daß in der Sozialabteilung Eintrittskarten für Interessenten kostenlos zur Verfügung stehen. Die nur sehr zurückhaltende Inanspruchnahme des Angebotes ist zu bedauern. Wenn auch im Anschlag von einer beschränkten Zahl Karten die Rede war, für eine größere Nachfrage hätten sie doch gereicht.

Johannes Medebach
Werbeabteilung

Den auf den folgenden Seiten und der letzten Umschlagseite dargebotenen Schwarzweiß-Wiedergaben von Gemälden der Sammlung Thyssen-Bornemisza dienen die Mehrfarbenreproduktionen aus dem erwähnten Bildband von Professor Redslob als Vorlage. Sie lassen die Wirkung des farbigen Bildes nur ahnen. Bei der verbreiteten Vorliebe für Landschaftsdarstellungen mag hier aber auf die Kraft der Gestaltung des Gemäldes „Wintergewitter“ von Ruijsdael hingewiesen sein. Man stelle sich daneben eines der süßlichen Auch-Ölgemälde etwa nach dem Motto „Alle Birken grünen in Moor und Heid' ...“ vor.

Das Werk ist eine Auseinandersetzung des Meisters mit der italienischen Malerei seiner Zeit. Neben dem Bravourstück dieses Bildes, dem Haupt des Jesuknaben, Hände, wie sie so ausdrucksvoll kein anderer zu malen vermochte.

Das Bild ist eine Huldigung für die Dargestellte, die das Schönheitsideal der frühen Renaissance verkörpert. Der Text rechts besagt:

Wenn du, o Kunst, auch Tugend und Geist zu malen vermöchtest,
Schöner wär auf der Welt dann keine Tafel zu sehn.

Text zu Seite 48

Wer die gleichzeitig mit der Sammlung Thyssen ausgestellten Werke der neueren französischen Malerei betrachtet hat, wird in konkreter leicht einen Wegbereiter dieses Schaffens erkennen. Das Verschwinden der Übergänge auf unserem Bild, die Transparenz der Ferne und des Himmels deuten auf die Bedeutung des Künstlers für die spätere Entwicklung hin.



Domenico
Ghirlandajo
1449—1494

Giovanna
Tornabuoni
datiert 1488





Peter Paul Rubens 1577—1640

Maria und Jesus vom Johannesknaben besucht, um 1618

Das Bild gehört zu den beliebtesten Werken Rubens', der etwa 1620 auf dem Gipfel seines Schaffens stand. Durch die strahlende Kraft der Farbe und plastische Modellierung ist der Künstler zu einer Steigerung und zu einem Hauptziel der Malerei des Barock gelangt, die dem real erfaßten Motiv überirdische Größe gibt.

Das Nahen eines Orkanes kündigt sich an, wie er an der Nordseeküste zum Schicksal der Landschaft und ihrer Bewohner wird. Ehe die holländische Landschaftsmalerei ihre Blütezeit hatte, wies schon eine Generation davor den Weg zu einem neuen Naturgefühl.

Blast, Winde! Sprengt die Backen! Wütet! Blast! —
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Türm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrabt dem Donnerkeil, der Eichen spaltet ...

(Shakespeare, „König Lear“ 3. Akt)



Jacob van Ruisdael 1629—1682
Wintergewitter

Urlaub — Urlaub gibt es nun bald

Kurz nach Weihnachten, (spätestens, wenn die ersten Veilchen sprießen), denkt jeder, der des morgens um sechs oder gar um fünf Uhr aufsteht, (um auf langem Anmarsch"weg seiner Arbeitsstätte zuzustreben) an den wohlverdienten Sommerurlaub. In dieser Verschnaufpause wird die Maschine geputzt, geschmiert und poliert. Darum soll der Urlaub nicht gar zu kurz sein und zusammenhängend genommen werden. Bei der Pensionssuche ist bereits wieder höchste Eile geboten. Nicht von ungefähr bezeichnet man uns Deutsche als die während der Urlaubszeit weitverbreitetste Spezies Mensch.

Haben Sie es schon einmal mit Ferienwohnungen versucht? Die Angebote in den Inseratenteilen der Zeitungen häufen sich. Sicherer ist jedoch, sich der Vermittlung eines bedeutenden Reisebüros zu bedienen. Landhäuser (Châlets), Bungalows und Ferienwohnungen werden von renommierten Unternehmen sorgfältig geprüft und erst dann den Kunden angeboten. Die Bundesrepublik selbst hat den bescheidensten Bestand an Ferien-Bungalows. Châlet-Länder sind die Schweiz, Italien, Frankreich, Dänemark, Holland und Belgien. Will man mit dem Reisebüro nichts zu tun haben, schreibt man den Verkehrsverein des gewünschten Erholungsortes an oder die deutschen Automobilklubs. Dort finden sich auch bebilderte Prospekte. Wir zählen in Europa immerhin 300 000 Fremdenbetten in eingerichteten und abgeschlossenen Wohnungen.

Wie beim Camping, so übt die Bundesrepublik auch bei Ferienwohnungen Enthaltsamkeit. Jetzt häuft sich's freilich und wir dürfen getrost von einer Feriendorf-Welle sprechen: Bad Oy im Allgäu, Eisenärzt bei Ruhpolding, Lindbergmühle im Bayerischen Wald, Baiersbrunn im Schwarzwald — überall entstehen Feriendörfer. Für Eltern mit schulpflichtigen Kindern ist es allerdings immer noch schwierig. Sie werden gezwungen, in der Zeit in Urlaub zu fahren, in der die Ferien-Wohnungen am teuersten und rarsten sind. Übrigens, wenn es losgeht, bitte nicht annehmen, jeder spräche deutsch! Ein paar bescheidene Kenntnisse der Sprache des besuchten Landes stehen einem Reisenden gut zu Gesicht. Sonst kann es einem Touristen ergehen wie dem Kollegen aus Oberbilk, der von seiner Reise wirklich was erzählen konnte und das ja dann auch tat... Ja, ja — wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen...



Man versetze sich in den Gare du Nord, Paris, und stelle sich ein tolles Gedränge vor. Auf dem Pariser Nordbahnhof ist stets tolles Gedränge. Ein junger Mann hastet die Treppen zur Information (Auskunft) herauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. Er möchte wissen, wann und von welchem der zahlreichen Bahnsteige der nächste Zug nach Lüttich fährt. Seine Frau wartet unten an der Treppe beim Gepäck. Nach Ansicht des jungen Mannes müßte gerade jetzt eben ein Zug in die Halle eingefahren sein. Doch wie stellt man das in einem fremden Land rasch fest? Man rennt zur Auskunft.

Oben, bei der durchaus hübschen Beamtin der S. N. C. F. (französische Staatsbahnen) aber wird die Sache bereits dramatisch. Die Dame sprudelt eine Menge fremdklingender Worte heraus, schüttelt die dunklen Locken und spreizt die Finger. Alles klingt ebenso liebenswürdig wie kompliziert. Auf

jeden Fall versteht der junge Mann kein Wort. Nachdem er einen zweiflungsvollen Blick in die Runde geschickt hat, sammelt eine wenige hübsche, dafür aber sprachbegabte Kollegin der ersten S. N. C. F.-Beamtin ihre Sprachkrümel und findet ein paar deutsche Brocken darin, die sie freudig dem Deutschen mitteilt. Der atmet auf. Er kann sich jedoch auch mit dieser S. N. C. F.-Beamtin nicht einigen und beginnt erneut, hilflose Blick durch die Gegend zu werfen. Da schleppt die Französin eine Eisenbahnstreckenkarte heran, nimmt das Bille des Fremden, das in Valencia via Barcelona ausgestellt war, in die Hand und stellt fest, daß der Weg von Barcelona über Port Bou nach Toulouse Paris, Liège und Düsseldorf führt. Liège? Ja, richtig: Liège ist Lüttich! Tiefes Aufatmen des Deutschen, ein rasches aber freudig hingeworfenes „merci beaucoup“ und die Treppen hinunter springen mit langen Schritten zu dem

neben dem Gepäck angstvoll harrenden Weibe.

Nun geht alles sehr rasch. Man packt die zahlreichen Gepäckstücke und rast zum Zug. Der junge Mann schiebt seine Frau herein, dann die Koffer und steht endlich selbst auf dem Trittbrett. Der Zug rollt. Das Abteil ist mehr als gut besetzt. Doch Franzosen sind freundliche Menschen. Bereitwillig rücken sie noch enger zusammen, um den abgehetzten Fremdlingen ein Plätzchen zu bieten. Man lächelt sich aufmunternd und befriedigt zu, knüpft mit Blicken die ersten Freundschaften und — da naht das finstere Schicksal in Gestalt eines schnauzbärtigen, martialisch dreinschauenden Beamten der S. N. C. F. Nicht ohne Stolz zeigt das deutsche Ehepaar seine Fahrkarten, meint es doch, trotz Eile und Sprachschwierigkeiten im richtigen Zug zu sitzen. Doch der Schnauzbärtige schüttelt sein martialisch Haupt. Aus dem Munde sprudelt eine Flut fremdartiger, sich überschla-

gender Sätze hervor. Dem jungen Mann ist nicht geheuer. Doch, was sollte schon sein? Er bedankt sich höflich und steckt die Karten wieder ein. Ein Blick aus dem Fenster ist stets interessant — zumal, wenn man nicht versteht, was die Leute reden — und ob sie überhaupt mit einem reden. Das Ehepaar versteht nur „bagage“. Betroffen schauen sich die beiden jungen Leute an. Ob er uns damit meint? Wollen denn die Schwierigkeiten gar kein Ende nehmen? Diese Reise ist ja eine Tortur und kein Vergnügen! Richtig, da haben wir's — der Mann unterdrückt einen Fluch — schon packt dieser Mensch die Koffer... Ist das die vielgerühmte Höflichkeit der Franzosen? Nein, das ist ein Rauschmiß!

„Le train du Liège?“, fragt die Dame. Der Conducteur nickt: „Oui“ quetscht er zwischen seinen Bartenden hervor, um im nächsten Augenblick den Kopf zu schütteln und mit dem Gepäck zur Tür hinzudeuten, dabei mit Händen

und Füßen (und auch mit dem Mund) immer weiter und immer schneller zu reden.

Der junge Mann wird ärgerlich, nimmt dem Kontrolleur die Koffer aus der Hand, packt sie wieder hoch und setzt sich demonstrativ. Die Mitreisenden mischen sich ein. Sie wirken durchaus nicht mehr freundlich. Ein verbissener Zug ist in ihre Gesichter gekommen, als wollten sie fragen, stellen sich diese Deutschen dumm oder sind sie tatsächlich dumm?

„Parlez-vous francais?“

Kopfschütteln auf deutscher Seite.

„Do you speak English?“

Kopfschütteln auf französischer Seite.

„Hable uste Espanol?“

Erneutes Kopfschütteln auf französischer Seite.

Alle lassen hoffnungslos die Schultern hängen. Der Beamte greift erneut, diesmal grimmig entschlossen, zu den Koffern...

Da öffnet sich die Abteiltür und herein rollt ein gemütlicher runder Holländer — nein, kein Käse, sondern ein freundlicher dicker gemütlicher holländischer Mann. — So schwerfällig wie sein Gang, so flink sind seine Auglein und das Reaktionsvermögen. Er erklärt dem deutschen Ehepaar, daß es sowohl im richtigen Zug sitze, auch in der richtigen Klasse, daß die Fahrkarten in Ordnung sind und daß der Beamte der S. N. C. F. das Gepäck nicht wegen geschmuggelten Cognacs beschlagnahmen will (wozu er auch nicht berechtigt ist)... Aber dies ist der Kurswagen Paris — Brüssel — Rotterdam, der in Maubeuge abgehängt wird. Maubeuge ist die nächste Station.

Das also war des Rätsels Lösung! Darum hat sich der Herr Conducteur so ereifert — ganz im Interesse der Reisenden. Die Franzosen sind doch tatsächlich selten liebenswürdige Menschen!

Man schied unter Lachen und Handschütteln, Winken und Lachen.

Und die Moral von der Geschicht? Lerne nie 'ne Sprache nicht!

W.N.

37

Auch im Jahre 1959 war es so, wie es in allen vorangegangenen Jahren gewesen ist: An einem der letzten nebelverhangenen kurzen Dezembertage fanden sich im großen Sitzungssaal in Reisholz alle Mitarbeiter ein — dieses Mal 56 — die im Laufe des Jahres in den Ruhestand getreten waren: Geschäftsführung und Betriebsrat bedankten sich für die jahrelangen treuen Dienste und dann saß man einige Stunden mit einem Bierchen, belegten Brötchen und ebensoviel Lachen wie Wehmut beisammen. Jeder Pensionär nahm ein kleines Abschiedsgeschenk mit nach Hause. Welche Freude die Feier ausgelöst hat, zeigt der Brief eines Pensionärs an die Direktion:

Man kann nicht ohne weiteres an etwas vorübergehen, was einen im Herzen tief bewegt und so möchte ich auf diesem Wege unserer Direktion nochmals für die schöne, unvergeßliche Feierstunde der diesjährigen Abgangspensionäre persönlich meinen Dank aussprechen.

Nicht die wohlorganisierte Veranstaltung allein, sondern auch der spontane Wille, jedem einzelnen unserer Leute eine besondere Freude in Form einer Weihnachts-Geschenkpäckung zu überreichen, zeugt von einer wohlwollenden und überzeugenden Bereitwilligkeit gegenüber unseren alten Mitarbeitern. Der Dank und die Abschiedsworte für langjährige Mit- und Aufbauarbeit kam durch die sinnvollen und herzlich gehaltenen Ansprachen in hervorragender Weise zum Ausdruck.

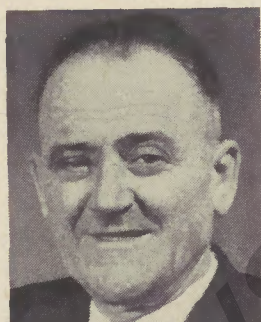
So eine eindrucksvolle Feierstunde muß einen jeden von uns mit Stolz und Bewunderung erfüllen und in anerkennender Weise unsere innere Verbundenheit mit dem Werk aufs neue bestätigen und festigen.

Ich wünsche den Herren der Direktion, Betriebsrat sowie der Firma ein aufblühendes neues Jahr, Glück und weiteres Gedeihen.

MITARBEITERABSCHIEDUNG



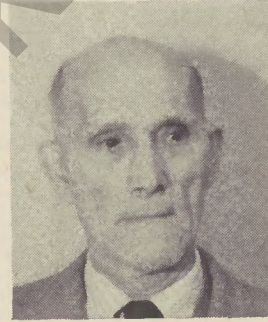
25 jähriges Jubiläum



Ernst Stähler
Hobler
Mech. Werkstatt II
Oberbilk
Eintrittsdatum: 2. 2. 35



Peter Kron
in der Rohradjustage I
Eintrittsdatum: 11. 2. 35



Friedrich Hollin
in der Rohradjustage IV
Eintrittsdatum: 13. 2. 35

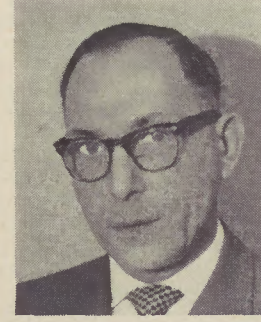


Josef Lindemann
in der Räderfabrik
Oberbilk
Eintrittsdatum: 21. 3. 35

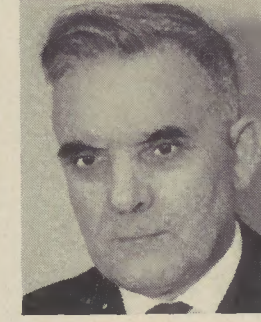
Heinrich Cremerius
in der Räderfabrik
Hewirtschaft
Eintrittsdatum: 15. 3. 35



Franz Thinnies
Hobler
Abnahme Oberbilk
Eintrittsdatum: 18. 3. 35



Johann Farber
in der Rohrkaltzieherei II
Eintrittsdatum: 21. 3. 35

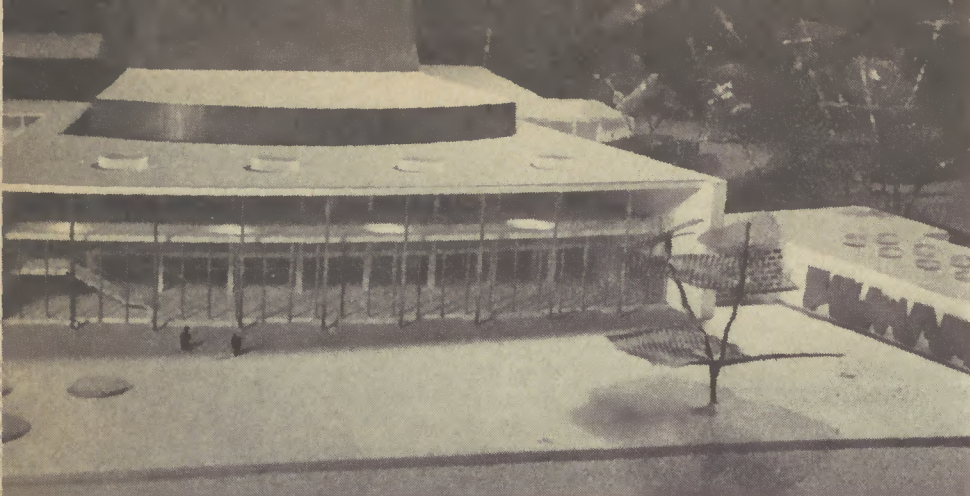


Martin Kirsten
in der Rohrkaltzieherei II
Eintrittsdatum: 21. 3. 35



Franz Uhrner
Vorarbeiter in der
Schlosserwerkstatt in
Reisholz
Eintrittsdatum: 21. 3. 35

UNSERE JUBILARE



Über das Programm
der Ruhrfestspiele 1960

Berlin im Mittelpunkt

Otto Burrmeister, der Leiter der Ruhrfestspiele, ließ die nordrhein-westfälischen Pressevertreter im Düsseldorfer Künstlerverein „Malkasten“ wissen, daß die diesjährigen Festspiele vom 2. Juni bis zum 17. Juli 1960 stattfinden. Das erste Jahr des neuen Jahrzehnts — das vierzehnte Jahr seit ihrem Bestehen — wird für die Ruhrfestspiele bedeutsam werden: jetzt erhalten sie endlich ein eigenes Haus. Altbundespräsident Professor Dr. Theodor Heuss soll den Grundstein legen. Der Deutsche Gewerkschaftsbund, das Land Nordrhein-Westfalen, der Bund, die Stadt Recklinghausen und die Wirtschaft haben das Geld gemeinsam aufgebracht. 1963 hofft man, schon im neuen Haus spielen zu können.

Bedeutsam ist, daß die Spiele 1960 ganz auf Berlin abgestellt sind und zum großen Teil von Berliner Künstlern betreut werden. Es soll demonstriert werden, daß Berlin zu uns gehört. Neben der Aufführung des Aischylos-Dramas DIE PERSER in der Übertragung von Matthias Braun vom Ensemble des Berliner Schiller-Theaters wird das Renaissance-Theater (Berlin) die Welturaufführung von Jean Anouills MAJESTÄTEN in Recklinghausen herausbringen. An eigenen Theateraufführungen bieten die Ruhrfestspiele MACBETH von William Shakespeare, in der Inszenierung

von Heinrich Koch (Frankfurt), DIE RATTEN von Gerhart Hauptmann, in der Inszenierung von Prof. Willi Schmidt (Berlin).

Die Büchergilde Gutenberg will beide Werke in Sonderdrucken für die Besucher der Ruhrfestspiele herausbringen.

Auch die Kunstaussstellung befaßt sich mit Berlin: BERLIN — ORT DER FREIHEIT IN DER KUNST. Die Ausstellung will zeigen, daß Berlin besonders in diesem Jahrhundert durch die den Künstlern gewährte Freiheit Anziehungspunkt für Künstler aus aller Welt war und daß von hier zahlreiche Ausstrahlungen in alle Welt gingen. Gemälde (Chagall, Beckmann), Plastiken und Grafiken, außerdem Dokumentationen über künstlerische Ereignisse Berlins, belegen die Ausstellungsaufgabe.

Am 12. Juni spricht der Regierende Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt, auf dem Marktplatz von Recklinghausen. (Wir erinnern an die eindrucksvolle Ansprache Otto Reuters an der gleichen Stelle.) Professoren der Freien Universität Berlin werden über aktuelle Themen referieren, die Studentenbühne spielt für Jugendliche, Prof. Boris Blacher gibt über den gegenwärtigen Entwicklungsstand der Musik Aufschluß.

Besonders wertvoll dürfte sein, daß der Leiter der Ruhrfestspiele, Otto Burrmeister, schon im April vor Betriebsräten der bedeutendsten Berliner Betriebe sprechen wird, um sie über die Ruhrfestspiele im allgemeinen und die Berliner Aktion im besonderen zu informieren. Berliner werden nach Recklinghausen kommen und Nordrhein-Westfalen kennenlernen.

Die kulturellen Aufgaben, wegen der im Jahre 1946 die Ruhrfestspiele gegründet wurden, sind in das Bewußtsein der Zeit getreten. Die Einsicht, daß „der Mensch nicht vom Brot allein lebt“, braucht nicht revidiert, die Aufgaben müssen vielmehr intensiviert werden: Fünfundzwanzig ehrenamtliche Mitarbeiter sollen in die Betriebe Nordrhein-Westfalens gehen und aufklärend wirken. Darüber hinaus geben Künstler und Wissenschaftler Einführungsvorträge, hoffentlich — dank des Einsatzes des DGB — auch über die Grenzen Nordrhein-Westfalens hinaus.

Auch die seit Jahren von den Ruhrfestspielen gepflegte kulturelle Zusammenarbeit mit der Stadt Lille wird fortgesetzt. Man sieht, die Ruhrfestspiele werden immer bedeutender, werden allmählich eine europäische Angelegenheit.

Northcote Parkinson: **Parkinsons Gesetz.** — Econ Verlag, Düsseldorf und Schuler Verlagsgesellschaft Stuttgart. — 156 Seiten, Leinen.

Alle reden vom „Parkinson'schen Gesetz“ und klappern dabei vergnügt mit den Augendeckeln, in Parkinsons Gesetz tatsächlich ein derartig vergnügtes Angelegenheit? „Das ständige Wachsen der Beamten- und Angestelltenzahl vollzieht sich nach Parkinsons Gesetz — und es vollzieht sich gleich ob die Arbeit zunimmt, oder nimmt oder ganz verschwindet. Wie man sieht, ist das Parkinson'sche Gesetz durchaus keine vergnügte Angelegenheit. Aber es ist eine Sache, die man nicht ändern kann, eben weil die Vergänge Gesetz sind, und deren Existenz man darum besser nicht chelnd als weinend zur Kenntnis nimmt. Dieses Gesetz ist mit wenigen Sätzen recht treffend zu erläutern: „Jeder Beamte oder Angestellte wünscht die Zahl seiner Untergebenen, nicht aber die Zahl seiner Rivalen zu vergrößern“ und „Beamte und Angestellte schaffen sich gegenseitig Arbeit.“ Angenommen, da ist A. Er spürt, daß er überarbeitet ist. „Ob die Überarbeitung auf Tatsachen oder Eitelbildung beruht, spielt dabei keine Rolle; nur beiläufig wollen wir erwähnen, daß A's Gefühl (oder Einbildung) sehr leicht ein Ergebnis jenes „Leistungsknicks“ sein kann, der bei Männern in den mittleren Jahren auftritt. Für dieses tatsächliche oder eingebildete Zuviel an Arbeit gibt es drei mögliche Heilmittel: A kann um seine Entlassung einkommen, kann darum bitten, daß er seine Arbeit künftig mit dem Kollegen B teilen darf; und A kann schließlich ein Gesuch stellen, daß ihm zwei Unterbeamte zugeteilt werden, genannt C und D. Ich glaube es gibt kein bekanntes Beispiel der Weltgeschichte, daß ein Beamter oder Angestellter einen anderen als den dritten Weg wählte. Denn durch Abdankung verliert er die Pensionsberechtigung; zieht er den Kollegen B als Gleichberechtigten ins Spiel, dann schreitet er sich einen Rivalen für den Fall, daß sein Vorgesetzter W ein Tag in den Ruhestand geht, und einen leeren Stuhl hinterläßt, folgedessen zieht A vor, zwei Junioren, C und D, unter sich haben. Sie stärken nicht nur seine Stellung im Amt, er kann auch die Arbeit in zwei Hälften einteilen, die er ihnen getrennt zuweisen, woraus für ihn der Vorteil entspringt, daß er als einziger die ganze Arbeit versteht. Es ist wichtig, festzuhalten, daß die beiden Untergebenen C und D untrennbar sind. C allein einzustellen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Warum? Weil C, allein, die Arbeit A teilen und dadurch in den C

nuß jener Gleichberechtigung kommen würde, die bereits B aus guten Gründen versagt wurde; die Gefahr würde dadurch nur erhöht; denn C wäre jetzt der einzige Nachfolger A's. Untergebene müssen also immer in der Mehrzahl auftreten, denn nur durch die Angst, der andere könnte der Nachfolger des Chefs werden, kann man sie in Ordnung halten. Beschwerd sich C über zuviel Arbeit (was er ganz sicherlich tun wird), dann wird A — im vollen Einverständnis mit C — die Einstellung von mindestens zwei Untergebenen für C befürworten. Doch um nun nicht Feindschaft im Büro aufkommen zu lassen, muß er die Einstellung von zwei Hilfskräften für D befürworten, der ja im gleichen Rang wie C steht. Mit der Neueinstellung der Hilfskräfte E, F, G und H kann A nun fast sicher sein, daß er demnächst befördert wird.

Sieben Beamte tun nun jetzt, was zuvor einer allein tat. Und hier beginnt die zweite Triebkraft des Parkinson'schen Gesetzes wirksam zu werden. Denn diese sieben Beamten schaffen sich gegenseitig soviel Arbeit, daß jeder von ihnen alle Hände voll zu tun hat und A selber härter denn je arbeitet. Jedes eingehende Aktenstück muß alle sieben Schreibtische passieren. Beamter E erhält es zuerst und entscheidet, daß der Fall von Kollege F bearbeitet werden muß, der das Schreiben liest und einen Antwortbrief entwirft, den er an seinen Vorgesetzten C weiterleitet. C nimmt erhebliche Veränderungen an dem Entwurf vor, ehe er sich mit D in Verbindung setzt, der die Angelegenheit von seinem Gehilfen G bearbeiten läßt. Doch G steht gerade im Begriff, seinen Urlaub anzutreten, und übergibt den Faszikel deswegen H, der zu dem Entwurf ein kurzes Exposé schreibt, es von D abzeichnen läßt, der den von ihm bereits verbesserten ersten Entwurf nochmals revidiert und die endgültige Fassung A vorlegt. — Kommentar überflüssig. — Es geht dann so weiter, daß A alles wieder wegstreicht, lediglich stehen läßt, was der begabte, aber streitsüchtige F schrieb, einige grammatikalische Veränderungen vornimmt (denn die jungen Leute haben ja keine Ahnung von Grammatik) und einen Brief herauschickt, den er vor Monaten genauso in einer Stunde geschrieben hätte. Jetzt haben sieben Leute sieben Tage daran gearbeitet. Das Ergebnis ist das gleiche.

Hübsch, nicht? Nun, wie gesagt, es ist ein Gesetz. Man kann nichts dagegen tun als darüber lachen (und sich so manches hinter die Ohren schreiben, um vielleicht doch einiges zu ändern, falls man die Macht dazu hat!) Über North-

cote Parkinsons feingeschliffenen Spott aber darf der Leser ohne Vorbehalte vergnügt lächeln.

Heinrich Böll: Billard um halb Zehn. Roman. — Köln: Verlag Kiepenheuer und Witsch. — 8°, 305 Seiten, Leinen

Heinrich Böll, der allen Deutschsprachigen „Und sagte kein einziges Wort“ und „Haus ohne Hüter“ schenkte und den diese Bücher mit Recht in allen Ländern literarischer Kultur und literarischen Interesses berühmt gemacht haben — Heinrich Böll legt nach vier Jahren Pause ein noch besseres, noch umfassenderes, ein sehr reifes Werk vor: Billard um halb Zehn. Es erschien als Fortsetzungsroman in der anspruchsvollen „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Es ist die faustische Geschichte der letzten drei deutschen Generationen. Mit einer geradezu raffinierten Ausspartekunst sind die Umrisse der einzelnen Figuren gezeichnet. Drei Generationen denken, reden, reflektieren. Die Fäden werden verschlungen, zusammengeführt, entknotet, wieder weggeführt, zerrissen, neu geknüpft. Es ist wie ein leuchtendes kunstvolles Mosaik, das Stück für Stück von Schmutz, Staub und Unrat befreit wird und sich nach geduldigem In-Sich-Aufnehmen der zwei- und dreifach überlagerten Bewußtseinschichten

dem Leser einprägt, nein einfrißt. Fürwahr, ein anstrengendes Buch! Es läuft einem heiß und kalt über den Rücken und stets muß man bekennen: was ich dumpf ahne, was ich kaum zu denken, geschweige denn zu stammeln wage, er spricht es aus. Beglückend am neuesten Werk Bölls ist die Tatsache, daß es da ist. Wir sind vermutlich jedoch nicht würdig, ein derartiges Kunstwerk zu empfangen.

Die Handlung? Bruchstücke: Vergangenheit, Gegenwart, Plusquamperfekt. Dieses kunstvolle Mosaik muß gesäubert werden, gesäubert von den oberflächlichen Gedanken des Lesers. Drei Generationen befassen sich mit der Abtei St. Anton. Der Vater baut sie. Der Sohn sprengt sie. Der Enkel baut sie, jetzt, heute. Aber auch er „kann plötzlich keinen Mörtel mehr riechen“. Nichts Äußeres hindert ihn — noch nicht. Vielleicht rebelliert sein Blut. Niemand erfährt es. So wie wir unser Schicksal erst wissen werden, wenn es Gegenwart ist: „Die werden euch für weniger als eine Handbewegung, für weniger als ein Butterbrot umbringen. Du brauchst nicht einmal mehr dunkelhaarig oder blond zu sein, brauchst nicht mehr den Taufschein deiner Urgroßmutter — die werden euch umbringen, wenn ihnen eure Gesichter nicht gefallen ...“ Geradezu beklemmend, diese Visionen, die ein Dichter 1958, 1959, 1960 haben muß!

„Billard um halb Zehn“ ist ein Buch für Leser, die das Lesen als Aufgabe betrachten, die mitarbeiten und mitdenken wollen und ein Buch für Ästheten, die sich an den kunstvollen Kompositionen und der wundervollen Sprache dieses Romans berauschen.

Günter Grass: Die Blechtrommel. Roman. — Darmstadt: Hermann Luchterhand Verlag. — 8°, 736 Seiten, Leinen

Schon mit dem ersten Anlauf trommelte sich der junge Günter Grass in das müde Bewußtsein der Bundesdeutschen. Den Gnom Oskar Matzerath — der als Dreijähriger beschloß, nicht mehr zu wachsen, um nie „er“ wachsen sein und lächerliche Dinge tun zu müssen, der seinen vor seiner Geburt auf kaschubischen Kartoffeläckern beginnenden Lebensbericht als Dreißigjähriger in einer Heil- und Pflegeanstalt niederschreibt — diesen Zwerg Oskar Matzerath mit der Blechtrommel wird man nicht vergessen. Oskar, obwohl so klein, ist unübersehbar. Er ist keine sympathische Figur, hat ein dreifach übersteigertes Selbstbewußtsein („Denn nur du, Oskar, bist wahrhaft fabelhaft, bist das vereinzelte Tier mit dem übertrieben geschnürkelten Horn“) — aber

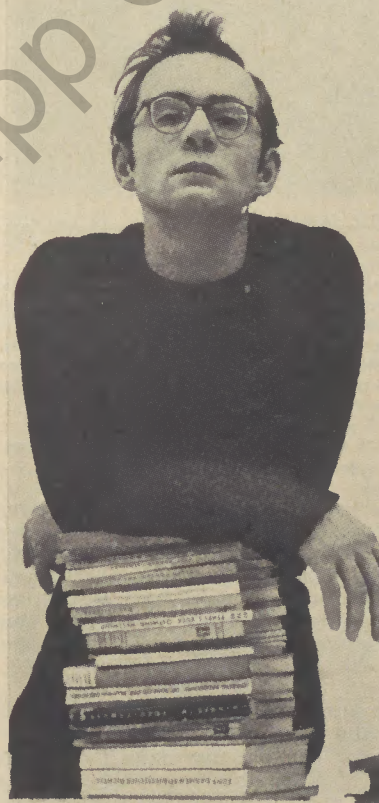


Foto: Kurt H. Oppermann-Kostrá

Schluß auf Seite 44

Jupp on Döres

„Menschenskenger, Döres, do han ich äwer fies Schwein jehatt. E Stöcksche wiehder on ich hän dä Balke derekt op d'r Kopp gekritt.“
„Hemmelkreuzdonnerwetter, Jupp, verzähl doch jetzt he kinne Kwatsch. Kick dech doch emol dä Hermann aan, dä hät dä Balke op d'r Foß jekritt. Do mösse mer ons rasch dröm kümmern. — Hermann, nu loß mech emol kicke. — Auwei, dat süht äwer lecker us. Jupp renn' emol schnell henge en die Eck, wo dat Schrankske es on breng mech die Trachbahr.“
„Nä, nä, dä arme Hermann! Sach Jong, häste fiese Ping, loß mech doch och emol kicke.“
„Jetzt ben ich et äwer bald satt, Jupp! Jetzt es kin Zieht för blöd zo kicke on zo kwassele. Ich sach et dech noch emol. Hol die Trachbahr, äwer schnell! — Jong wie mer bloß eso blöd sin kann. Waht ens, Hermann, ich stütz dech jet. Et süht jo janj schlemm us met dinne Foß,

äwer wenn mer dech derekt bei d'r Dokter bringe, krieje mer dat schon widder hen.“
„He, Döres, es die Trachbahr. Ich han och derekt wat von die Mullbend metjebraht, die könne mer jo op dä Foß don, domet do kinne Dreck draan kütt. He es och noch so e Tütche. Dat wor och en dä Schrank. Waht emol, wat steht denn do drop — ‚Arterienabbinder‘. Sach emol, wat es dat denn?“
„Jong, Jong, Jupp, do häs äwer och öwerhaupt kin Ahnung von Eeschte Hilf. Äwer kwatsch jetzt nit, schnapp dech emol dä Hermann onger de Scholder, domet mer dä op die Trachbahr läje könne. So, on jetzt nix wie ab, noh das Jesundheitshus. On jank jet vörsichtich, domet dat däm Hermann nit eso wieh deht.“
*
„Donnerwetter Döres, do bes jo doch ne intelligente Kää. Weeßte, wat dä

Doktor äwe jesacht hät? Paß emol op: Dat wör dat einzich rischtije jewäse, hät dä jesacht, dat mer dä Hermann derekt op die Bahr jedonn hätte on dann enet Jesundheitshus jekomme wöre. He hän dat Been vom Hermann derekt rischtich behandle könne on en e paar Dach wör widder alles joot.“
„Ja, Jupp, mer moß nit bloß en de Ärm, sondere och e biske am Köppke ha. Kick emol, dat es doch janj einfach. In so en große Firma wie bei ons, do kann doch emol wat passeere. On doför hant se jetzt jo och öwerall die Schrankskes mit die Trachbahre henjedonn, domet alles derekt parat es, wenn emol jet passeert. Wenn dann so jet es wie bei dä Hermann, dann moß mer derekt zopacke, on dann es et alles nit eso so schlemm. Denn wo mer dä Hermann derekt en et Jesundheitshus jebraht hant, do konnte die däm do derekt rischtich verpfästere.“

„Do häste rächt, Döres. Mer soll emer derekt zopacke on dat donn, wat mer donn kann. On wovon mer nix versteht, dat soll mer dann die Sanitaters on d'r Dokter överlosse. Doför hant die dat jo och jeliert.“
„Sühste Jupp, so langsam küste och noch dohenger. Vill Lütt, die emol ne Balke en et Kreuz oder sonswo henjekritt hant, die sen ehr janj Läwe lang Krüppels jebleewe, weil die angere nit derekt rischtich jeholfe hant. Mer broch jo nit immer derekt ne Dokter zo speele. Dat mäkt mer doch de miehste Zieht falsch. Äwer mer kann doför sorje, dat so ne arme Kää derekt jeholfe wöhd. Genau wie äwe bei dä Hermann.“
„Sach emol Döres, wat wor dat denn äwe met dä Arterienabbinder? Wat es dat för e Denge?“
„Ja, Jupp, do moß mer sech schon e beske dröm kümmern. Denn morje kannst vielleicht met so e Denge schon eene et Läwe rette on dann

weeßt do nit, wie mer dat mäht. Paß ens op, dat es janj einfach. Wenn sech ne Kollesch emol en Schlachader verletzt hät, dat süht mer do-dan, dat do et Blut so ruckwies erus jesprezt kütt. On dann rennst schnell an dä Schrank on holst dech dä Arterienabbinder erus. On dann mußte met dat Denge so aavbenge, dat dat Blut nit mih erus spretze kann. — Äwer dat kann mer prima liehre, wenn mer emol en ne Kursus för Eeschte Hilfe jeht. Do häs jo äwe beim Hermann jesinn, wie joot mer sojet bruche kann.“
„Jong, Döres, jetzt es mech äwer en Latern opjeange. Wenn ich äwe nählich alleen jewäse wör, do, ich hän nit jewußt, wat ich met dä Hermann anjefange hät. Weeßte wat, ich jank emol en d'r Eeschte-Hilfe-Kursus. Wä weeßt, wozu et nit emol joot es.“
„Mensch, Jupp, du merks äwer och alles.“

Praktische STAHL-Kleinigkeiten

Können Sie jede Dose zu jeder Zeit öffnen? Nein? Ich auch nicht. Man besitzt natürlich einen Dosenöffner, meistens sogar mehrere. Eigenartigerweise pflegendie sich unter allerhand Krimskrams zu verkrümmeln. Doch selbst wenn einer greifbar ist — es eilt ja stets — unverhoffter Besuch ist gekommen oder der Appetit wächst ins Unermeßliche — also, selbst, wenn solch ein Öffner greifbar ist, dann klappt es noch lange nicht. Mir geht das jedenfalls so. Einigen meiner Freunde auch. Zuge-

Die kleinen Schlüssel der „Telefonsperr“ und alle anderen kleinen Schlüssel werden sich nie mehr zwischen die großen verklemmen und da mühselig herausortiert werden, kauft man sich einen Schlüsselhalter, der die Sicherheitsschlüssel und die flachen Autoschlüssel aufnimmt.

Hersteller: J. D. Geck GmbH.
Altroggenrahmede (Westf.)
Preis: ca. Dm 0.50



Wenn die Frauen mit der Handtasche oder dem Einkaufsnetz und die Männer mit der Aktentasche unterwegs sind, belegen sie gewöhnlich einen Stuhl mit ihren Taschen und Täschchen, Paketen und Paketchen. Das fällt jetzt weg, da man einen kleinen Halter aus Metall mit sich führt, der die Lasten aufnimmt. Der Kaffee schmeckt noch einmal so gut, wenn man einem anderen Durstigen Platz geschaffen hat.

Hersteller: J. D. Geck GmbH.
Altroggenrahmede (Westf.)
Preis: ca. DM 2.50

geben, wir verdanken diesen Zustand unserer Ungeschicklichkeit. Offensichtlich gibt es jedoch eine beachtliche Anzahl ungeschickter Mitbürger! Für diese Leute lief mir da eben ein neuartiger Zangen-Dosenöffner über den Weg. Nicht, daß ich für den Hersteller die Trommel schlagen will... doch das Ding scheint wirklich in Ordnung. Es öffnet große und kleine, runde und ovale Dosen spielend leicht. Ah, wie das duftet! Was gibt es doch für prächtige Sachen in Dosen! Dazu ein Täbchen Kaffee. Wer könnte da widerstehen? Nach einem Stadtbummel oder bepackt mit Pake-

ten ist eine Verschnaufpause durchaus nicht zu verachten. Nur — wohin mit den Paketen? Gewöhnlich pflegen die Damen den neben ihnen stehenden Stuhl mit Taschen und Täschchen zu belegen. Die Herren tun das gleiche mit Aktentasche und Paketen. Wäre das nicht, könnte gut und gerne einer mehr am Tisch sitzen. Na ja, jeder denkt gewöhnlich zunächst an sich. Traurig, traurig! Dazu gehört auch das Kapitel Telefon. Hand aufs Herz: wie oft hat man selbst mal eben heimlich... „Die haben's ja, die können's ja.“ Ein Gespräch, was macht das schon? Es kann geschehen, daß „die“ in aller Freundschaft sich gegen derartige Bräuche wehren, indem sie ihr Tele-

Sind die Gäste oder Untermieter gar zu „telefonwütig“, noch zumal heimlich still und leise, kann man sich in Zukunft in aller Freundschaft dagegen sichern. Wird dieses kleine Schloß in die ersten beiden Griff-löcher der Wählscheibe gesteckt und abgeschlossen, können nur ankommende Gespräche geführt werden.

Hersteller: Burg-Wächter KG
Volmarstein (Ruhr)



Fischappetit will aus mancherlei Gründen sofort befriedigt werden. Dabei haben es Dosenöffner an sich, meistens verschwunden zu sein. Hier ist ein neuartiger Zangenöffner, der sich dank seines Umfangs nicht so leicht verkrümmelt. Vor allem kommt man mit ihm spielend leicht zum Inhalt von großen und kleinen, runden und ovalen Dosen. Die linke Hand drückt die Zangenschenkel zusammen und die rechte dreht den Flügelgriff.

Hersteller: Credo, Solingen,
Schlagbaumer Str. 35
Preis: ca. DM 4.20

fon einfach abschließen — mit einem winzigen Schloß natürlich, zu dem winzige Schlüssel gehören. Und die Schlüssel verlieren sie dann, eben weil sie so winzig sind? Oh nein! Auch dagegen haben sich kluge Leute kluge Sachen einfallen lassen: einen Schlüsselhalter, der die Sicherheitsschlüssel und die flachen Autoschlüssel aufnimmt. Man sieht, es tut sich etwas! Gerade auf die Kleinigkeiten kommt es ja an. Daß solche Winzigkeiten genau wie Rohre aus Stahl hergestellt werden, macht irgendwie vernügt, finde ich jedenfalls.

Fotos: Herbert Bachmann

Dekorationen für den Ostertisch

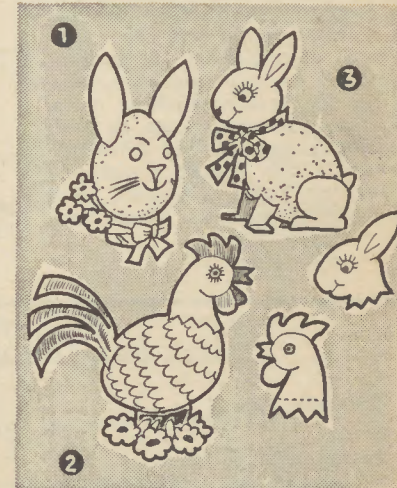
Wie zu Weihnachten, so lassen sich auch zum Osterfest allerhand kleine Nettigkeiten basteln. Aber man muß ein bißchen früh damit anfangen, vielleicht schon einmal eine „Probepastelei“ veranstalten, denn es klappt gewöhnlich nicht beim ersten Mal.

Das Hasengesicht wird auf ein Ei gemalt, die Ohren aus Papier aufgeklebt. Einen Streifen Karton legt man zu einem Ring zusammen und stellt den Kopf darauf. Ein buntes Band und Blumen verdecken den Kragen. Kopf und Schwanz des Hahns sind aus Buntpapier: Beide Teile werden doppelt ausgeschnitten, der Kopf bis zur punktierten Linie aufeinander geklebt und die entstehende Halskrause am Ei befestigt. Auch der Hahn sitzt auf einem Kartonring.

Für den Hasen wird der Kopf doppelt ausgeschnitten und aufgeklebt. Die Nahtstelle verdeckt man mit einem Band. Die Beine sind aus Papp. Der Körper des Hasen ist selbstverständlich ein Osterei.

Für diesen Eierkranz wird ein Holzlundstab in eine flache runde Konservendose eingepipst. Sie wird mit einem bunten Papierstreifen verkleidet und der Gips mit Papierwolle zugedeckt. Den Kranz bildet ein mit Blüten umwundener und mit Bändern am Stab befestigter Drahtreif. Leere, hübsch bemalte, unter Umständen mit Zuckerzeug gefüllte Eier erhalten einen Henkel und werden an den Reif gehängt.

Ein Stück kräftiges Papier wird nach der Vorlage geschnitten, an den punktierten Linien gefaltet und zusammengeklebt. Aus Buntpapier schneiden Sie Muster und kleben sie auf. Bunte Zuckereier füllen den Henkelkorb.



Oskar verfügt auch über ein dreimal waches Bewußtsein. Seine grotesken Reflektionen über Zeit und Zeitgenossen jagen dem Leser entweder einen Schauer über den Rücken oder animieren ihn zu lautem Lachen. Die feinen, die zarten Zwischentöne sind des Autors Sache nicht. Man wird vielmehr an die deftigen Schilderungen des Grimmelshausen erinnert. Auch bei ihm ist das Zeugen ein häufiger und von keinem mystischen Dunkel umlagelter Vorgang. Groß geht es jedoch offensichtlich nicht um Deutlichkeiten — er sprudelt über von Einfällen, schwelgt in einer Stofffülle, von der andere Romanciers ein Leben lang zehren — sondern ihm geht es um Registrierung von gewissen Zuständen, heute und vor dreißig, zwanzig und zehn Jahren. Groß klagt nicht an. Er berichtet aus dem Blickwinkel des sehr einfachen, vitalen, derben, humorvollen, skurrilen, dabei durchaus klugen Menschen, der mitunter eine Antenne aufbaut und damit Ströme empfängt, von deren Existenz die Großkopfeten und die sogenannte Intelligenz überhaupt nichts ahnen. („Immerhin verdanke ich der Volkshochschule mein, wenn auch bescheidenes, so doch großzügig lückenhaftes Bildungsniveau.“ Oder: „Heute, da ich das hinter mir habe und weiß, daß ein Nachkriegsrausch eben doch

nur ein Rausch ist und einen Kater mit sich führt, der unaufhörlich miauend heute schon alles zur Historie erklärt, was uns gestern noch frisch und blutig als Tat oder Untat von der Hand ging, heute lobe ich mir Gretchen Schefflers Unterricht zwischen Andenken und Selbstgestricktem: nicht zuviel Rasputin, mit Maß Goethe, Keyzers Geschichte der Stadt Danzig in Stichworten, die Bestückung eines längst versunkenen Linienschiffes, Geschwindigkeit in Knoten aller bei der Seeschlacht bei Tsushima eingesetzten japanischen Torpedoboote, ferner Belisar und Narses, Totila und Teja, Felix Dahns Kampf um Rom.“) Wie man sieht, ähnelt schon die äußere Satzbildung Grimmelshausen; Da wird alles hineingepackt, aber damit wird noch lange nicht alles ausgesagt. Wer hören will, der höre. Bei Günter Graß hat mancher gehört.

NEUES vom Büchermarkt

Kamala Markandaya: **Geliebter Fremdling**. Roman aus dem neuen Indien. — Aus dem Englischen. — 1959, München: Biederstein Verlag. — 297 Seiten, Leinen DM 12,80

Das große reiche Elternhaus mit seinen Gold-Mohorbäumen bedeutet für Mira, die junge Inderin, die ganze Welt. Sie gehört der höchsten Hindu-Kaste an, ist sanft, zart und gebildet — auch europäisch gebildet; denn vornehme Inder leben seit Generationen in zwei Welten. Eines Tages wird sie heiraten — siebzehn oder achtzehn Jahre alt — und wird das gleiche geregelte und vornehm zurückgezogene Leben führen wie ihre Mutter ... Doch Miras Bruder Kitsamy bringt einen englischen Studienfreund mit ins Haus und das vorherbestimmte Schicksal nimmt dieses Mal nicht seinen Lauf. Zunächst lebt Mira so weiter, wie sie es gewohnt ist. Langsam, ganz langsam aber bröckelt ein Stück Tradition nach der anderen ab. Sie ist beschämt, sie betrübt ihre Mutter — aber sie kann nicht anders. Kitsamy, der fröhliche Bruder, der sich lieber englisch „Kit“ rufen hört, wird nach uraltem Hinduritus verheiratet — aber für Mira rüstet man kein Fest. Sie geht aus dem Haus, ohne Lärm, sanft, wie sie stets darinnen gelebt hat. Sie arbeitet als Reporterin in der revolutionären Zeitung der charmannten, klugen und temperamentvollen, im Osten wie im Westen gleichermaßen beheimateten Roshan. Mira entfaltet sich, erkennt Zusammenhänge und liebt Richard. Aber als in Europa der Krieg wütet und als sich Indien mit indischer Beharrlichkeit und fast ist man versucht zu sagen: Sanftmut aus den englischen Fesseln befreit — da müssen sich auch Miras und Richards Wege trennen: das ist mein Volk und das ist dein Volk. „Was wir vom Schicksal erhalten hatten, war ein freies Geschenk gewesen, ein Überfluß des Glückes, der unser ganzes Leben in Glanz getaucht hatte; das konnte uns niemand mehr nehmen. Wir hatten miteinander alle Wunder der Liebe erfahren, wir wußten um ihre Süßigkeit, wir hatten aus einem Kelch, der vielen nicht einmal in die Hand gegeben wird, einen tiefen Trunk tun dürfen; nun aber war es Zeit, den Kelch abzusetzen und zu gehen.“

Dieser liebenswerte und oft humorvolle Roman der Inderin Kamala Markandaya kennt also kein happy end. Er versiegt klaglos, wie die indischen Flüsse versiegen. Ein leiser Hauch von Trauer weht durch die Zeilen, neben dem Dank, daß man die Kraft hat, das Schicksal anzunehmen. In diesem Buch ist alles so ganz anders, als es in Reisebeschreibungen zu sein pflegt. Hier berichtet keiner von außen, sondern von innen. Wir erkennen, daß Inder den Europäern durchaus nahestehen, daß das Menschliche überall gleich ist, aber daß die Erziehung, diese wunderbare indische Erziehung (und die Sonne) etwas bewundernswert Fern- und Hochstehendes aus den Indern der alten Familien macht. Das gut übersetzte

Durch den Tod gingen von uns:

Gustav Ilgen

Dreher
Betriebsratsmitglied

7. 1. 60 Werk Oberbilk

Siegfried Schlackpohl

infolge eines tragischen Betriebsunfalls

7. 1. 60 Werk Oberbilk

Heinrich Schaar

Pensionär
früher Leiter der Vorkalkulation

9. 1. 60 Werk Reisholz

August Winkelsen

Pensionär
früher Kern- und Ringschleifer in der Werkzeugmacherei

16. 1. 60 Werk Reisholz

Otto Lück

Füllkranfahrer im Martinwerk

21. 1. 60 Werk Oberbilk

Theodor Hegel

im Kardanbetrieb

6. 2. 60 Werk Reisholz

Theodor Schneider

in der Warmzieherei

8. 2. 60 Werk Reisholz

Ludwig Tarrach

Pensionär
früher in der Rohradjustage IV

18. 2. 60 Werk Reisholz

August Huch

Pensionär
früher im Baubetrieb

27. 2. 60 Werk Reisholz

Buch ist ein feinsinniger Frauenroman, der Einblicke in eine fremde Volksseele gewährt.

Pawel Nilin: **Genosse Wenka**. Roman. Deutsch von Wera Rothfelder. — 1959, Stuttgart: Verlag Deutsche Volksbücher. — 8°, 306 Seiten, Leinen DM 10,80

Wenka Malyschow ist der Prototyp eines Menschen neuen Typs wie er sein soll: gesund, flink, intelligent, ideologisch gefestigt, ehrlich, kämpferisch, dabei freundlich und lebenswürdig. Wenka nun säubert (in den zwanziger Jahren) das sibirische Hinterland von weißgardistischen Partisanen. Auch eine zarte Liebesgeschichte spielt herein. Sie verwirrt den gordischen Knoten. Der Vorgesetzte spricht in stalinistischem Parteilargon, ein Reporter gibt machiavellistische Sentenzen von sich. Es ist alles da. Die Sprache ist lebendig, teilweise glänzend. Stets geschieht etwas. So geschieht es zum Beispiel, daß Wenka Malyschow antikommunistische Partisanen auf die Seite der Kommunisten herüberziehen kann. Sie helfen, den Anführer der Rebellen festzusetzen. Dafür sollen sie selbst straffrei ausgehen. Wenkas Vorgesetzter mißachtet kalt-schnäuzig dieses Versprechen. Wenka kann das nicht überwinden und gibt sich den Tod.

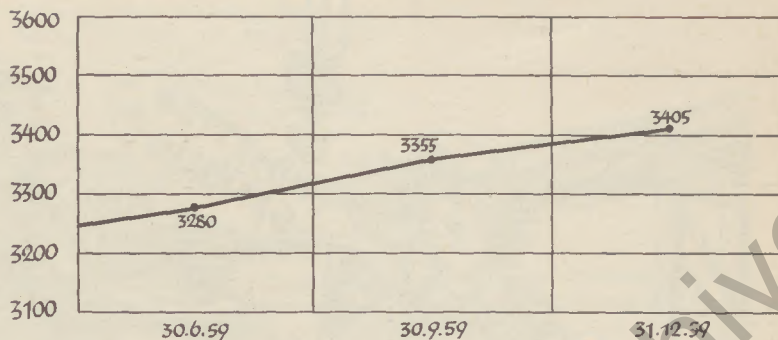
Das Buch erschien 1956 in der Sowjetunion. Es brachte seinem Autor Anerkennung und Ruhm. Ein amerikanischer Kritiker nannte „Genosse Wenka“ einen sowjetischen Wildwestroman. In positivem Sinn ist er das tatsächlich, dabei aber zugleich noch unendlich mehr.

Ina Seidel: **Michaela**. — Die Aufzeichnungen des Jürgen Brooks. — 1959, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. — 8°, 948 Seiten, Leinen DM 24,80

Michaela, die Titelfigur — Tochter eines deutschen Offiziers und Witwe eines jüdischen Archäologen — ähnelt in den Augen des jetzt 70jährigen Chronisten, Jürgen Brooks der geliebten, zu früh verstorbenen Tanja. Tanja und Gregor, die „Geschwister mit den dämmerächtigen Augen“, die damals auf Schloß Herbsthausen mit Jürgen Brooks Peregrinus zu eigen wurden, Renée und Rainer von Mandern, Muriel von Maynard ... sie sind selbst oder ihr Geist ist wieder da. Der Schriftsteller Eismann ist ein jüngerer Lennacker. Statt eines Pfarrers wurde ein Psychiater aus ihm. Die große Ina Seidel-Gemeinde darf dankbar die geliebten Gestalten begrüßen und die gleiche oder doch eine sehr ähnliche Luft atmen wie in „Der Weg ohne Wahl“ und in „Lennacker“. Doch genügt das? Die „Ruhe mitteninnen im Herzen der Ewigkeit“ und das Exclusive der Seidel'schen Typen ist wohl noch ausgeprägter, man darf sa-

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



Zugang vom 1. 10. bis 31. 12. 1959

Abgang vom 1. 10. bis 31. 12. 1959

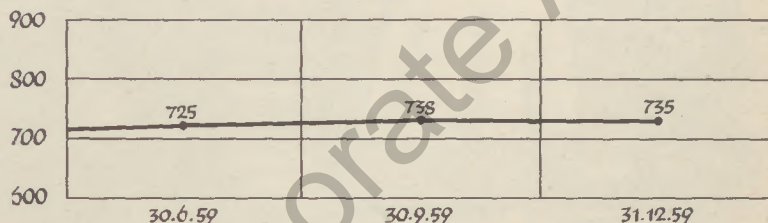
effektiver Zugang

= 186 Arbeiter

= 136 Arbeiter

50 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 10. bis 31. 12. 1959

Abgang vom 1. 10. bis 31. 12. 1959

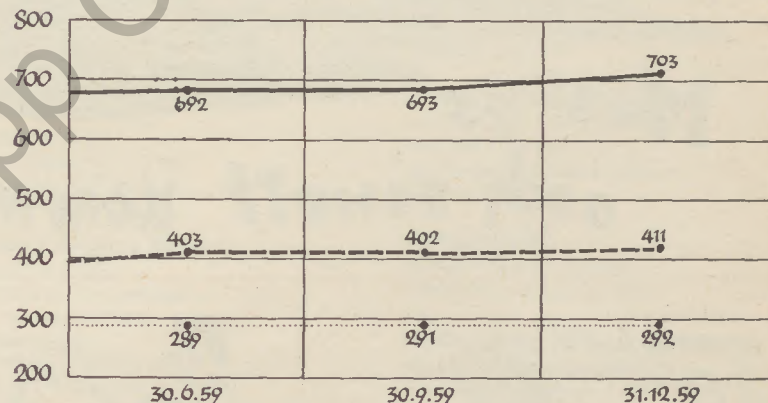
effektiver Abgang

= 15 Angestellte

= 18 Angestellte

3 Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt:

Pensionäre:

Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 10. bis 31. 12. 1959

= 19

(16 Pensionäre
3 Pens.-Ww.)

Abgang vom 1. 10. bis 31. 12. 1959

= 9

(7 Pensionäre
2 Pens.-Ww.)

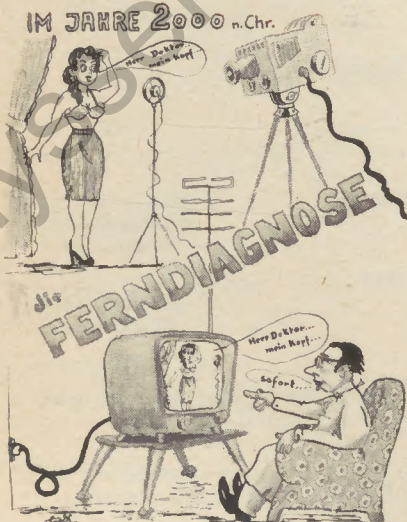
Wir begrüßen alle, die als Mitarbeiter neu zu uns gekommen sind.

Unsere Bitte an alle anderen: Helft den neuen Kollegen, sich in der ihnen zunächst noch fremden Umgebung schnell zurechtzufinden.



Muss es
noch soweit kommen?

IM JAHRE 2000 n.Chr.



auch im Stahl & Röhrenwerk Reicholz



Gesundheitshaus - Stahl & Röhren

Hast du mal Schmerzen irgendwo und
-wann,
dann ruf doch nicht den Werkarzt an.
Geh hin zum Arzt und zier dich nicht,
wenn auf Gesundheit du erpicht.
Es gibt bis heute noch keinen auf
der Welt,
der die Diagnose durchs Telefon ge-
stellt.

Fredi

Hallo - Herr Doktor...
Bitte ein Rezept gegen
Kopf-, Hals- und sonstige
Schmerzen und
die Müdigkeit...



gen: noch mönchiger geworden. Die Gestalten haben die Nazi-jahre überlebt. Sie machen Bilanz, auf ihre eigene, sehr stille, sehr feine Weise. Doch bezwingt man damit eine unheimliche Zeit wie die zwölf Hitlerjahre? Es ist schon oft behauptet worden, die Intellektuellen haben gesündigt, weil sie entweder emigrierten oder „ins Ghetto gingen“. Daß die Intellektuellen sich absondern und auch von der Menge abgesondert werden, sagte jetzt einmal sehr treffend ein amerikanischer Kritiker vom US-Fernsehpublikum. Dasselbe gilt für Ina Seidels Romanfiguren. Das kann eine schöne Sache sein. Man nahm es bisher jedenfalls als solche hin. Im Alterswerk der Erzählerin, in „Michaela“ ist es eine gefährliche Sache. Gerade wer „Das Wunschkind“, „Lennacker“ und „Unser Freund Peregrin“ liebt, empfindet es schmerzlich. Dabei kann er die Haltung der greisen Dichterin sogar begreifen — aber er weiß, daß er sie nicht begreifen darf! Zu ruhig, zu ausgewogen, zu glatt fließt die Sprache dahin. Kein Luft-hauch weht. Ein übler Vertreter jener Jahre ist lediglich der Kleinbürger, Blockwart Mischkowitz, Muriel von Maynard, Michaela und Jürgen Brooks werden von dem Gewürm, das während der zwölf Jahre sein Unwesen trieb, nicht berührt. Sie hatten stets ihre eigenen philosophischen Provinzen und sie haben jetzt — falls Steigerung möglich wäre — noch eigenere philosophische Exklusivprovinzen. Warum fast tausend Seiten Meditation? Es ist ein tonloser Monolog, ein fugenloser, reflektierender ruhiger See, der vor dem Betrachter ausgebreitet wird. Der kluge Träumer Jürgen Brooks weiß nichts von der Tyrannei. Auch die Tagebuchblätter der anderen sind zu glatt. Alle gefallen sich in narzißtischer Selbstbespiegelung. Michaelas Erziehungsplan für Merleburg hebt die Kinder noch mehr als damals in Waldzella aus den Niederungen des Daseins heraus. Wie sollen sie im Leben bestehen? Man möchte mit René herausschreien, daß es unrecht ist, ein Ideal zu zelebrieren, das zu gut ist, sich an den Ecken und Kanten des profanen Alltags abzustoßen.

Die Figuren, die nicht zu dem magischen Peregrinus-Kreis gehören, bewegen sich natürlicher. In ihnen ist zuweilen sogar die Frische der jungen Ina Seidel zu spüren. Überhaupt sollte man der Erzählerin für die ungeheure Leistung der „Michaela“ danken und dem Verlag, der die Autorin seit Jahrzehnten mit nimmermüder Sorgfalt betreut. Dieses Buch wird zu neuen Seidel-Freunden führen, während manche alten wohl nichts mit ihm anzufangen wissen.

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden

ab 1. Februar 1960 **Heinrich Lenz** zum Meister der Rohradjustage IV

ab 1. Februar 1960 **Wilhelm Kaufmann** als Schlossermeister für die Rohradjustage IV neu eingestellt

ab 1. März 1960 Dipl.-Ing. **Hans-Eugen Habbig** zum Stellvertreter des Stahlwerkchefs

ab 1. März 1960 Dipl.-Ing. **Dietrich Habert** zum Betriebsleiter des Elektro-Stahlwerks

ab 1. März 1960 Ing. **Gerhard Peine** zum Schichtassistenten der Stahlwerke

ab 1. März 1960 Dipl.-Ing. **Erhard Thon** zum Betriebsleiter der Betriebsabteilung Präzisionsrohre

ab 1. März 1960 Dipl.-Ing. **Josef Lüttgen** zum Betriebsassistenten der Presserei

ab 1. März 1960 **Wilhelm Bickschäfer** zum Leiter der Arbeitsvorbereitung des gesamten Rohrwerks

ab 1. März 1960 **Josef Wesselly** zum Werkzeugmeister in der Presserei

ab 1. April 1960 Dipl.-Ing. **Clemens Florin** zum Schichtassistenten der Stahlwerke

ab 1. April 1960 Dipl.-Ing. **Hermann Becker** zum Betriebsassistenten der Betriebsabteilung Präzisionsrohre

Wichtiges mit wenig Worten

Infolge eines technischen Versehens wurde in zwei Fällen der Name eines Kurzgeschichten-Autors nicht genannt. Es handelt sich um Franz Ulrich Gass mit seinen Stories „Der Spesenkreuzer“ (Heft 40) und „Wie melke ich den S'aat“ (Heft 41). Wir bitten, das Versäumte zu entschuldigen.

Den Artikel „Aus dem deutschen Phrasenwunderwald“ in den Werkmitteilungen Nr. 42/43 (1959) entnahmen wir dem Fernlehrgang „Wie man bessere Geschäftsbriefe schreibt“ des Seminars für Wirtschaftsrhetorik Dr. Hans Miehle, München.

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

straßenseitig

montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig

montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

werkseitig

montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

am Vortage der Lohnzahlung

jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

montags bis freitags

10.30 bis 15.30 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags

11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags

12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

montags und donnerstags

13.00 bis 16.00 Uhr

Arztsprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags

10.30 bis 12.00 Uhr

dienstags und donnerstags

14.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags

14.00 bis 15.00 Uhr

dienstags und donnerstags

9.30 bis 12.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr

samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.40 bis 17.00 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

montags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags und freitags

11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

die Tankstelle

montags bis samstags

6.00 bis 7.40 Uhr

montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

samstags

12.00 bis 14.30 Uhr



Nicolas Lancret 1690—1743: Die Schaukel, um 1730